



Gelingensbedingungen für inklusive Wohnformen

Abschlussbericht der partizipativen Praxisbegleitforschung
des Projekts „Inklusiv wohnen – selbstbestimmt
zusammenleben“

Prof. Dr. Jessica Lilli Köpcke & Timo Köpcke

WOHN:SINN – Bündnis für inklusives Wohnen e.V. (Hrsg.)

Gelingsbedingungen für inklusive Wohnformen

Abschlussbericht der partizipativen Praxisbegleitforschung
des Projekts „Inklusiv wohnen – selbstbestimmt
zusammenleben“

Prof. Dr. Jessica Lilli Köpcke & Timo Köpcke

September 2022

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	4
Zusammenfassung	7
1. Ausgangslage	8
2. Zielsetzung	9
2.1 Inklusive Wohngemeinschaften	10
2.2 Methodisches Vorgehen.....	13
2.3 Forschungsfrage	15
2.4 Leitfadengenerierung und Fragebogenentwicklung	15
2.5 Datenerhebung.....	16
2.6 Datenauswertung	17
3. Ergebnisse	18
3.1 Die Gelingensbedingungen für inklusive Wohnformen	18
3.2 Der individuelle und lokale Nutzen des inklusiven Wohnens und die Auswirkungen auf die Lebensqualität	26
3.3 In den Gründungsprozess involvierte Akteur:innen.....	34
3.4 Die Sozialräumlichen Voraussetzungen – Potentiale und Herausforderungen für inklusive Wohngemeinschaften	36
3.5 Unterstützungsangebote für inklusive Wohnformen	40
4. Fazit	45
5. Ausblick	48
6. Literaturverzeichnis	50
Impressum	52

Vorwort

Liebe Leser:innen,

Artikel 19 der UN-Behindertenrechtskonvention ist eindeutig. Dort heißt es: „Menschen mit Behinderungen (sollen) gleichberechtigt die Möglichkeit haben, ihren Aufenthaltsort zu wählen und zu entscheiden, wo und mit wem sie leben, und (sind) nicht verpflichtet, in besonderen Wohnformen zu leben“. Mit dem Bundesteilhabegesetz haben wir den rechtlichen Grundstein für mehr Personenorientierung und Deinstitutionalisierung gelegt. In der Praxis sieht es jedoch leider in den meisten Fällen noch anders aus. Es fehlen barrierefreie Wohnungen und ambulante Wohnangebote. Auch das inklusive Wohnen - also das Zusammenwohnen von Menschen mit und ohne Behinderungen - führt noch ein Nischendasein.

Umso wichtiger ist es, dass der vorliegende Forschungsbericht das Thema „Inklusives Wohnen“ aufgreift und untersucht, was gute inklusive Wohnformen ausmacht. Der Bericht verdeutlicht den großen Mehrwert des inklusiven Wohnens für alle Beteiligten - für die Bewohner:innen mit und ohne Behinderungen, die Angehörigen, die Fachkräfte. Bewohner:innen berichten, dass ihnen vor allen Dingen Gemeinschaft wichtig ist, der Austausch, das gegenseitige Kennenlernen und auch das Akzeptieren und Respektieren von Grenzen und Eigenheiten. Das ist Inklusion, wie sie sein sollte, und zwar in allen gesellschaftlichen Bereichen und von Lebensbeginn an. Der Forschungsbericht bietet aber auch wertvolle Hinweise für Träger und Gründer:innen inklusiver Wohnformen.

Selbstverständlich ist auch entscheidend, dass wir mit dem Bauen barrierefreien Wohnraums vorankommen, einem wichtigen Thema für mich in dieser Legislaturperiode. Meiner Ansicht nach ist nur barrierefreier Wohnraum guter und vor allen Dingen wirklich sozialer Wohnraum. Barrierefreiheit ist ein entscheidendes Qualitätskriterium und im Rahmen meiner Möglichkeiten werbe ich bei allen gesellschaftlichen Akteuren für diesen wichtigen Aspekt.

Ich bin froh, dass es junge Initiativen wie WOHN:SINN gibt, um das inklusive Wohnen voranzubringen, damit mehr inklusive Wohn-Projekte entstehen und mehr Menschen von

dieser Art des Lebens profitieren können. Dieser Forschungsbericht wird sicher einen Teil dazu beitragen.

Alles Gute und viel Erfolg für Ihre, unsere gemeinsame Arbeit.

Ihr

Jürgen Dusel

Beauftragter der Bundesregierung für die
Belange von Menschen mit Behinderungen

Zusammenfassung

Der vorliegende Forschungsbericht bietet einen Überblick über die Gelingensbedingungen inklusiver Wohngemeinschaften in Deutschland aus der Perspektive der Bewohner:innen, Träger und Gründer:innen, Fachkräfte sowie Angehörigen. Dabei geht es nicht um eine isolierte Betrachtung der einzelnen inklusiven Wohngemeinschaften, sondern um eine Gesamtsicht der Entwicklung und Etablierung dieser Wohnformen für Menschen mit Beeinträchtigung. Eine sozialräumliche Perspektive wird dabei ebenfalls eingenommen, um die Wohngemeinschaften und die Lebenswelt der Bewohner:innen zu verorten. Exemplarisch werden dafür dreizehn Wohngemeinschaften aus dem gesamten Bundesgebiet herangezogen. Die Ergebnisse der partizipativen Praxisbegleitforschung aus 51 leitfadengestützten Interviews, sowie die Auswertung von 151 Fragebögen werden dargestellt und analysiert. Partizipativ bedeutet hierbei, dass der gesamte Forschungsprozess aktiv von Expert:innen in eigener Sache mitbestimmt wurde und sie gleichwertige Mitglieder der Forschungsgruppe waren. Die gewonnenen Ergebnisse sollen dazu beitragen das inklusive Wohnen von Menschen mit Beeinträchtigung aus einer theoretischen Perspektive zu verankern und diese im wissenschaftlichen Diskurs zum Thema Wohnen in den Blick zu nehmen. In anwendungsbezogener Hinsicht geht es um die Konstruktion relevanter Bezüge des inklusiven Wohnens für die Implementierung in die Praxis und eine stringente Weiterentwicklung dieses inklusiven Ansatzes in der Gesellschaft.

1. Ausgangslage

Die gesetzlichen Rahmenbedingungen durch das Pflegestärkungsgesetz II, insbesondere für das inklusive Wohnen von Menschen mit Beeinträchtigung, haben sich weitreichend geändert. „Niemand darf gezwungen werden, beispielsweise aufgrund hohen Hilfebedarfs, in einer Institution zu leben“ (Arnade 2016). Mit diesen Änderungen hat sich eine Chance eröffnet, Prozesse, Abläufe und Wirkungsweisen im Wohnen von Menschen mit Behinderung neu zu denken und zu gestalten. Im Hinblick auf die individuelle Selbstverwirklichung, hat das Wohnen allgemein eine umfassende Relevanz (vgl. Schablon 2016). Dabei kommt der Funktion der Wohnung eine besondere Bedeutung hinsichtlich des Ortes der Intimitäts- und Privatsphärenentfaltung zu und ist auch gleichzeitig ein Ort der (Selbst-)Repräsentation (vgl. Karell & Tölke 2016). In diesem Forschungsprojekt geht es um die Verwirklichung des Anspruchs auf die Realisierung des selbstbestimmten Wohnens von Menschen mit Beeinträchtigung, unter dem Aspekt der Förderung der selbstständigen Lebensführung. Die Gelingensbedingungen für inklusives Wohnen stehen dabei im Vordergrund. Vor dem Hintergrund der gesetzlichen Novellierungen ist zu erwarten, dass inklusive Wohnformen sich weiter verbreiten (vgl. Pfister 2020).

Insgesamt steht die Forschung zum Thema inklusives Wohnen noch am Anfang, dies spiegelt sich in der geringen Anzahl an Veröffentlichungen und Forschungsergebnissen wider. Exemplarisch seien hier aktuelle wissenschaftlicher Publikation zum Thema von LaFond & Tsvetkova (2017), Terfloth, Niehoff, Klauß & Buckenmaier (2016), Rohrmann & Schädler (2015), Theunissen & Kulig (2016) und Polsfuß (2018) genannt. Diese basieren jedoch nicht auf umfangreichen bundesweiten Erhebungen, sondern beleuchten stärker einzelne Modellprojekte. Durch die Zunahme und das stetig wachsende Interesse am inklusiven Wohnen (vgl. Sack 2015), ist eine weitergehende Forschung angezeigt.

2. Zielsetzung

Im Projekt „Inklusiv wohnen – selbstbestimmt zusammenleben“ möchte WOHN:SINN – Bündnis für inklusives Wohnen e.V. das reichhaltige Wissen erfolgreicher inklusiver Wohnprojekte nutzen, um die Verbreitung inklusiver Wohnformen durch digitalen und persönlichen Wissenstransfer zu fördern.

Durch die Praxisbegleitforschung sollen die Gelingensbedingungen inklusiver Wohnformen ergründet werden, um darauf aufbauend einen Praxisleitfaden sowie weitere digitale (z.B. Austauschforen und Video-Tutorials) und persönliche (z.B. Workshops und Beratung) Unterstützungsangebote für Gründer:innen inklusiver Wohnformen wissenschaftlich fundiert zu entwickeln.

Des Weiteren können die Ergebnisse der Praxisbegleitforschung von WOHN:SINN, sowie von der Medical School Berlin dazu genutzt werden, inklusive Wohngemeinschaften als eine wissenschaftlich fundierte Wohnform für Menschen mit und ohne Behinderungen zu etablieren.

Im Sinne des teilhabeorientierten Projekts soll die Forschung partizipativ gestaltet sein. Menschen mit Behinderungen sind aktiv und gleichberechtigt an strategischen Entscheidungen der Praxisbegleitforschung beteiligt.

WOHN:SINN bündelt das Wissen und die Expertise für die Gründung inklusiver Wohngemeinschaften und kann durch seine Mitgliedsorganisationen auf einige Jahre Erfahrung deutschlandweit zurückgreifen. Diese wertvollen Erfahrungen und Expertisen bieten großes Potenzial, weiteren Projekten auf ihrem Weg zu inklusivem Wohnraum für Menschen mit und ohne Behinderung zu helfen.

Dieses Wissen liegt derzeit nur in Form von informell weitergegebenen „Ratschlägen und Tipps“ vor. Es wurde noch nicht wissenschaftlich erforscht, strukturiert und aufbereitet. Es kann deshalb noch keine wissenschaftlich fundierte Aussage darüber getroffen werden, was eine gute inklusive Wohnform ausmacht und von welchen Faktoren ihre Entstehung abhängt. Der vorliegende Forschungsbericht soll diese Lücke schließen und dabei die gewonnenen Erkenntnisse handlungsorientiert für die Praxis zugänglich machen.

2.1 Inklusive Wohngemeinschaften

Als inklusive Wohn- / Hausgemeinschaften, im Sinne des Forschungsprojekts werden Orte verstanden...

- ...in denen Menschen mit und ohne Behinderung freiwillig und gleichberechtigt miteinander leben und sich im Alltag auf Augenhöhe begegnen.
- ...in denen das Recht aller Bewohner:innen auf selbstbestimmtes Leben geachtet wird.
- ...in denen die Balance zwischen Individualität („Privatsphäre“) und gemeinschaftlichem Wohnen gewahrt ist.
- ...in denen die notwendige Unterstützung von Bewohner:innen mit Assistenzbedarf nachhaltig gewährleistet ist.
- ...die eine Teilhabe am gesellschaftlichen Leben und eine Einbindung in den jeweiligen Sozialraum ermöglichen.

(WOHN:SINN 2020)

Wohnen besteht nicht nur aus basalen alltäglichen Aktivitäten wie Wäsche waschen, kochen, sich selber pflegen bzw. einfachen oder komplexen instrumentellen Aktivitäten wie einkaufen gehen oder mit dem Stadtbus fahren. Es kommt vielmehr auf soziokulturelle Aktivitäten an, die sehr individuelle Bedeutung haben, mit einer individualisierten Gestaltung von Wohn- und Lebenssituationen einhergehen und im Kontext von Person-Umwelt-Interaktionen gefördert werden sollen (Groß 2015, S. 142). Insbesondere Menschen mit Behinderung wurde über Jahrhunderte ein solcher Raum der Geborgenheit vorenthalten. Dadurch war es für sie nicht möglich, sich selbst zu verwirklichen bzw. sich selbst zu finden. Im Gegenteil: Wie kaum eine andere Gesellschaftsgruppe gingen Menschen mit Behinderung irgendwo und irgendwann verloren (Riedmann, 2003).

Erwachsene Menschen mit geistiger Behinderung wohnen überwiegend in ihrer Herkunftsfamilie (Groß 2015, S. 156), es sind häufig die Eltern, die ihren erwachsenen Kindern Hilfen zum Wohnen geben. Dabei stellt sich die Frage, welche Auswirkungen geringe außerhäusliche Sozialkontakte und seltene Kontakte zu gleichaltrigen Menschen

nach sich ziehen. Eltern setzen sich stets mit der Frage auseinander, was mit ihrem Kind geschieht, wenn sie selbst eines Tages nicht mehr leben (ebd., S. 181). Nach Georg Theunissen deuten gelungene Praxisentwicklungen darauf hin, dass Eltern gezielt nach Wohnformen außerhalb der Familie (und auch außerhalb von Heimen) suchen und teilweise selbst initiieren, die den Bedürfnissen ihrer Kinder entsprechen und eine gelungene Balance zwischen Unterstützung und Selbstbestimmung bieten (Theunissen 2016, S. 14). Wohnen und leben in Wohneinrichtungen der Behindertenhilfe wird zunehmend vereinheitlicht, sodass individuelle Wohn- und Lebensvorstellungen Erwachsener mit Behinderung in stationären Wohneinrichtungen immer weniger verwirklicht werden können. Darüber hinaus bewirken institutionelle Gesetzmäßigkeiten von Komplexeinrichtungen, dass die persönliche Autonomie der dort lebenden Erwachsenen mit geistiger Behinderung stark eingeschränkt und daher nur bedingt gewährleistet ist (Groß 2015, S. 182). Die Gefahr scheint hierbei zu sein, dass das Wohnheim für seine Bewohner eine eigene Welt bildet, die mehr oder weniger parallel zur "normalen" Gesellschaft existiert (Schädler und Rohrman, 2016, S. 36). Vor allem Menschen mit Behinderung, die lange im professionellen Hilfesystem leben, fällt es schwer eine eigene Entscheidung zu treffen, da immer andere die Entscheidungen über das eigene Leben getroffen haben. Dieser Lernprozess wird durch die Entscheidungsabnahme gebremst und versetzt Menschen mit Behinderung in eine Hilflosigkeit (Aselmeier, 2016, S. 49). Der kleinste Teil, der Erwachsenen mit Behinderung, lebt in einer ambulanten, d.h. stunden- und tageweise unterstützten Wohnform, die von der institutionellen Behindertenhilfe begleitet wird (Groß 2015, S. 182). Dabei wird das ambulante Konzept immer dann problematisiert und in Frage gestellt, wenn die Adressat:innen bestimmte Mindestvoraussetzungen an Selbstständigkeit nicht oder nicht mehr erfüllen (Schädler und Rohrman, 2016, S.27). "Der fachlich und sozialpolitisch geforderte Perspektivenwechsel von einer institutionalisierten Behindertenhilfe zur Personenorientierung geht mit einem Prozess der Deinstitutionalisierung einher. Die ausführliche Auseinandersetzung mit den verschiedenen institutionellen Wohnformen für Erwachsene mit geistiger Behinderung als auch mit den Wohnformen der Herkunftsfamilie und des Ambulant Unterstützten Wohnens sucht deren unterschiedliche Potenziale einer Personenorientierung aufzuzeigen" (Groß 2015, S. 338). Wohnbezogene

Unterstützungsangebote in der Behindertenhilfe stehen schon seit Jahren unter Veränderungsdruck. Vor allem die klassisch stationären Heime und Einrichtungen geraten immer mehr in Zugzwang (Aselmeier, 2016, S.45). Bedingt durch die Leitidee Inklusion, Partizipation und Teilhabe sind seit einigen Jahren in Groß- und Komplexeinrichtungen Deinstitutionalisierungsprozesse in Gang gekommen. Bestehende Wohnangebote auf dem Stammgelände werden abgebaut und kleinere Wohneinheiten geschaffen, die mehr Individualität, mehr Selbstbestimmung und mehr Teilhabe am allgemeinen Leben ermöglichen und einen Zuwachs an Kompetenzen mit sich bringen (Seifert, 2016, S. 68). Menschen mit Behinderung haben das Recht selbst zu entscheiden, wo, wie und mit wem sie leben wollen. Sie können nicht verpflichtet werden, in besonderen Wohnformen zu leben (Franken, 2016, S. 347). Inklusive Wohngemeinschaften erleichtern die Deinstitutionalisierung und fördern die unabhängige Lebensführung aller Menschen. Über die Grenzen der eigenen Organisation hinauszudenken bedeutet auch, sich aus der Nische des Sondersystems Behindertenhilfe hinauszubewegen (Aselmeier, 2016, S. 60). Inklusiv sind Organisationen, Einrichtungen und Gemeindewesen, wenn sie alle Menschen willkommen heißen. Wenn sie also willens und in der Lage sind, unterschiedlichsten Menschen das Gefühl der Zugehörigkeit und vollen Teilhabe zu ermöglichen (Klauß, Terfloth, Niehoff, & Buckenmaier, S. 26). Das Modell der inklusiven Wohngemeinschaft besteht aus dem Zusammenwohnen von Menschen mit und ohne Beeinträchtigung. Die Verpflichtungen und der Umfang der Aufgaben im Bereich des Wohnens beziehen sich auf verschiedene Aspekte der gesellschaftlichen Teilhabe, die – im engeren oder weiteren Sinne – mit dem Wohnen zusammenhängen.

Folgende Teilhabebedürfnisse lassen sich hier benennen:

- 1. Eigenen Raum bewohnen, sich mit dem Umfeld sicher und wohlfühlen.*
- 2. Sich selbstversorgen, den Alltag und den Haushalt selbstbestimmt erledigen.*
- 3. Sich begegnen, miteinander im Austausch sein und Beziehungen eingehen.*
- 4. Seine Freizeit verbringen, aktiv und kreativ sein, sich erholen und eigenen Interessen nachgehen.*
- 5. Gesund sein, gesund werden und gesund bleiben.*
- 6. Sich in der Wohnung und im Umfeld bewegen und zurechtfinden.*

7. *Sich bilden und sich weiterbilden.*
8. *Tätig sein, sich beschäftigen und arbeiten.*
9. *Einfluss nehmen, sich informieren und einbringen.*
10. *In der Gemeinde Bewusstsein bilden.*

(Terfloth et al., 2016, S. 35)

Bei der Suche nach Gelingensbedingungen für inklusive Wohnformen sind die zuvor aufgeführten Aspekte als zentral erachtet worden. Die Definition von inklusiven Wohngemeinschaften bietet dabei auch eine Orientierung, wer Aussagen zu den gewählten Themenbereichen der Forschung machen kann und wer in die Erhebung miteinbezogen werden sollte.

2.2 Methodisches Vorgehen

Das methodische Vorgehen orientierte sich vollständig an einem partizipativen Forschungsansatz und wurde von der Forschungsgruppe ausgestaltet und entwickelt. In dem Forschungsvorhaben wurden die dargelegten Fragestellungen mithilfe eines Mixed-Methods Ansatz bearbeitet. Dabei wurden zunächst bisherige Wohnprojekte, Konzepte und Ansätze in ihren Konzeptionen hinsichtlich der Forschungsfragen analysiert. Dies bezieht sich hauptsächlich auf Modelle in Deutschland. Die wissenschaftliche Untersuchung und Einordnung schlossen eine hermeneutische Analyse aktueller wissenschaftlicher Publikation zum Thema mit ein. Der gesamte Forschungsprozess erfolgte in enger Kooperation mit WOHN:SINN – Bündnis für inklusives Wohnen e.V.. Die Anbindung des Forschungsvorhabens an die beschriebenen Strukturen ermöglichte einen guten Zugang zu den Adressat:innen der Forschung und sorgte für einen hohen Datenrücklauf.

Partizipativer Forschungsansatz

Im Rahmen des partizipativen Praxisbegleitforschungsprojekts wurde von Beginn an mit einer eigens dafür gegründeten Forschungsgruppe eng zusammengearbeitet. Das Ziel der partizipativen Forschung ist es, soziale Wirklichkeit partnerschaftlich zu erschließen (vgl. von Unger 2014). Der gemeinsame Prozess bezieht sich auf das Verstehen und Verändern sozialer Wirklichkeit. Die politische Dimension liegt in der Motivation einer gesellschaftlich

marginalisierten Gruppe eine Stimme zu geben. Mit Hilfe Assistiver Technologien und leichter Sprache wurde der Forschungsprozess barrierearm gestaltet und allen interessierten Beteiligten die Möglichkeit gegeben, den Forschungsprozess aktiv mitzugestalten. Die eigenen Fragen, Anliegen und Interessen der Bewohner:innen inklusiver Wohngemeinschaften wurden aufgenommen und flossen gleichwertig in den Forschungsprozess mit ein. Die Arbeit erfolgte in inklusiven Workshops und in Teams. Diese setzen sich zusammen aus Menschen mit wissenschaftlicher Vorerfahrung, Menschen mit praktischer Vorerfahrung (in der Regel Menschen mit Behinderungen, die „Expert:innen in eigener Sache“ sind).

Mixed-Methods Forschungsansatz

Mithilfe eines Mixed-Methods Ansatz wurden die Gelingensbedingungen für inklusive Wohngemeinschaften herausgearbeitet. Dabei wurden bestehende Wohnprojekte, Konzepte und Ansätze in ihren Konzeptionen analysiert. Im nächsten Schritt wurden dreizehn inklusive Wohnprojekte betrachtet, um aus ihren Erfahrungen Wissen zu generieren. Dazu wurden 51 qualitative Interviews (vgl. Mayring 2002; Bortz & Döring 2006) mit Bewohner:innen, Mitarbeiter:innen, Gründer:innen sowie dem relevanten Umfeld (Angehörige, Träger:innen, etc.) geführt und nach Mayring (2010) ausgewertet. Die Zusammenführung und Auswertung der verschiedenen Daten wurde schließlich über die Software MAXQDA realisiert.

Diese qualitativen Interviews dienten als Grundlage für die Entwicklung eines quantitativen Fragebogens, der die gefundenen Ergebnisse an einer größeren Zahl an Personen und Wohnprojekten validierte (151 Teilnehmende). Für die Auswertung und Zusammenführung wurde mit Hilfe der Software SPSS gearbeitet.

Strategische Entscheidungen, wie die Auswahl der zu analysierenden Wohnprojekte wurden gemeinsam mit WOHN:SINN – Bündnis für inklusives Wohnen e.V. getroffen. Ebenso wurden die Regionalstellen von WOHN:SINN in die Verbreitung von Fragebögen etc. eingebunden und Ergebnisse werden gemeinsam in einem Praxisleitfaden aufbereitet.

2.3 Forschungsfrage

Die Praxisbegleitforschung geht folgender Frage nach:

Was sind die Gelingensbedingungen inklusiver Wohnformen?

Die konkreten Unterfragestellungen wurden im partizipativen Forschungsprozess gemeinsam entwickelt:

- *Wie wirkt sich inklusives Wohnen individuell und auf die lokale Lebensqualität aus? Welchen individuellen und lokalen Nutzen hat inklusives Wohnen?*
- *Welche Akteur:innen (Bewohner:innen der Wohngemeinschaften, Angehörige, Freunde, Vereine, Institutionen, sozialraumorientierte Netzwerkstrukturen, Bewohner:innen des Sozialraums) sind wie, warum und wozu in diesen Prozess involviert?*
- *Welche Gemeinsamkeiten, Unterschiede, Potentiale und Herausforderungen bestehen bei inklusiven Wohngemeinschaften? Welche sozialräumlichen Voraussetzungen erfordert inklusives Wohnen?*
- *Welche Unterstützung wünschen sich Initiativen für inklusives Wohnen? Welche Unterstützungsangebote haben sich für inklusive Wohnprojekte in der Vergangenheit als besonders hilfreich erwiesen?*

2.4 Leitfadengenerierung und Fragebogenentwicklung

Um einen geeigneten Leitfaden für die geplanten Expert:inneninterviews zu generieren, wurden intensive Gespräche mit den Mitgliedern der Forschungsgruppe zu der Zielstellung der Datenerhebung geführt. Anhand dieser Erkenntnisse wurden fünf Leitfäden mit jeweils elf bis sechzehn Fragen erstellt, die bei Bedarf in leichter Sprache formuliert wurden.

Die Leitfäden sind weitestgehend identisch aufgebaut, enthalten aber jeweils speziell auf die Gruppe der Befragten abgestimmte Fragen. Folgende Befragtengruppen wurden interviewt:

- *Bewohner:innen mit Unterstützungsbedarf (bei Bedarf in leichter Sprache formuliert)*
- *Bewohner:innen ohne Unterstützungsbedarf*
- *Fachkräfte*
- *Träger & Gründer:innen*
- *Angehörige*

Aus den gewonnenen Daten und vorab festgelegten weiteren Fragen wurden die fünf Onlinefragebögen innerhalb der Forschungsgruppe generiert. Diese wurden in Unipark erstellt und enthielten 35 bis 54 Fragen, die eine einfache oder Mehrfachnennung ermöglichten, sowie freie Antwortfelder boten. Der Fragebogen für Bewohner:innen mit Unterstützungsbedarf enthielt eine Auswahlmöglichkeit, um diesen auch in leichter Sprache angezeigt zu bekommen. Die Übersetzung des Fragebogens erfolgte durch eine zertifizierte Stelle (edition naundob).

2.5 Datenerhebung

Anhand des Leitfadens wurden im Rahmen der qualitativen Erhebung 51 Expert:inneninterviews mit allen relevanten Gruppen der inklusiven Wohnprojekte geführt. Die Interviews wurden aufgezeichnet und transkribiert. Die Zielgruppe der Befragung setzt sich zusammen aus:

- *8 Bewohner:innen mit Unterstützungsbedarf*
- *11 Bewohner:innen ohne Unterstützungsbedarf*
- *13 Fachkräften*
- *10 Träger & Gründer:innen*
- *8 Angehörigen.*

Der Online Fragebogen wurde auf diversen Plattformen beworben und die Interviewteilnehmer:innen wurden dazu eingeladen die Fragebogenerhebung in ihren inklusiven Wohngemeinschaften zu bewerben. Alle Mitglieder wurden von WOHN:SINN angeschrieben und zur Teilnahme aufgefordert. Gleichzeitig wurde das Angebot gemacht,

dass Mitglieder der Forschungsgruppe einzelne Wohngemeinschaften besuchen und mithilfe von Ansteuerungstechnik Bewohner:innen bei dem Ausfüllen des Fragebogens assistieren. Dieses Angebot sollte ein freies Beantworten des Fragebogens unabhängig von Fachkräften ermöglichen.

2.6 Datenauswertung

Die transkribierten Interviews wurden mit Hilfe der induktiven Kategorienbildung nach Mayring (2015) analysiert und ausgewertet. Grundgedanke ist, dass aus der Fragestellung ein Definitionskriterium abgeleitet wird. Dadurch wurde definiert, welche Aspekte im Textmaterial berücksichtigt werden sollen. Dies geschah mit der Unterstützung des Programms MAXQDA. Induktiv bedeutet, dass die Kategorien dann im Prozess der Textanalyse angepasst, ergänzt und erweitert wurden. Durch die schrittweise Analyse des Materials wurde auch die interpretative Auswertung parallel durchgeführt. Außerdem konnte das Kategoriensystem so in einer Rückkopplungsschleife überarbeitet werden und Überkategorien entwickelt werden (Mayring, 2000). Zu jeder entwickelten Kategorie wurden signifikante Ankerbeispiele aus den Interviews herangezogen, sowie alle Textstellen sortiert, die der jeweiligen Kategorie entsprachen. Die Textstellen wurden nach Aussagegehalt interpretiert und die wichtigsten Ergebnisse zusammengefasst.

Die Daten der Fragebogenerhebung aus 151 Fragebögen wurden mithilfe des Programms SPSS kategorisiert und ausgewertet. Die Daten wurden dann zur Visualisierung in diversen Diagrammen aufbereitet. Darüber hinaus fand eine deskriptive Datenanalyse u.a. mit Hilfe von Kreuztabellen statt. Die Aussagekraft dieser Modelle ist jedoch sehr gering, aufgrund der geringen Stichprobengröße. Aus diesem Grund werden sie im vorliegenden Bericht nicht berücksichtigt.

3. Ergebnisse

Im Folgenden werden die Ergebnisse der qualitativen Erhebung in Form von Interviews und der quantitativen Fragebogenerhebung miteinander in Verbindung gesetzt und dabei die Beantwortung der Forschungsfragen generiert. Die Ergebnisdarstellung wird mit einer Analyse der gewonnenen Daten verknüpft, um valide Aussagen zu einzelnen Bereichen des inklusiven Wohnens treffen zu können.

3.1 Die Gelingensbedingungen für inklusive Wohnformen

Die Frage nach den Gelingensbedingungen für das inklusive Wohnen, ist eine sehr Generalistische. Im Verlauf der Forschung wurde deutlich, dass es allgemeine Faktoren für eine als gelungen bewertet inklusive Wohngemeinschaft gibt und sehr individuelle Faktoren, die nicht nur mit der Zugehörigkeit zu einer Befragtengruppe im Zusammenhang stehen.

Das Kennenlernen der Bewohner:innen untereinander vor dem Einzug wird als wichtige Voraussetzung von 70% der Befragten genannt. In 62% der Wohngemeinschaften leben 6-12 Personen gemeinsam miteinander. Dies scheint auch im Hinblick auf die Finanzierungsmöglichkeiten eine sehr tragfähige Größe zu sein für die bestehenden Konzepte in den meisten Bundesländern.

75% der Befragten geben an, dass zwischen 50-60% der Bewohner:innen mit Unterstützungsbedarf in der Wohngemeinschaft leben. Diese Zusammensetzung der Wohngemeinschaft hängt ebenfalls mit den häufigsten Finanzierungsstrukturen in den Bundesländern zusammen.

Der Anspruch einer inklusiven Wohngemeinschaft ist, eine hohe Diversität unter den Bewohner:innen zu ermöglichen und diese ist konzeptuell gewollt. Es gibt jedoch Einschränkungen, die eine Aufnahme in die Gemeinschaft erschweren oder verhindern. 21% der Befragten geben an, dass Straffälligkeit für sie ein Ausschlusskriterium für die Aufnahme darstellt, dicht gefolgt von herausforderndem Verhalten mit 18%. Weitere

Kriterien wären Beeinträchtigungen, die mit einer Beatmung einhergehen (15%), sowie Weglauftendenzen (13%).

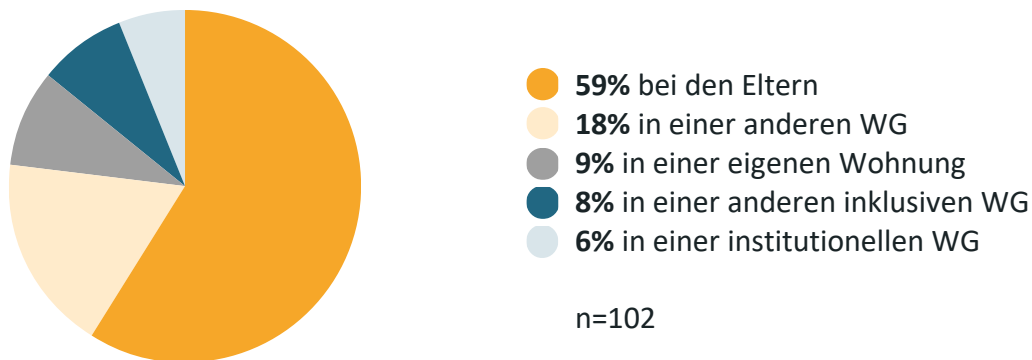
I24: (...) Das ist bei uns überwiegend dann der Fall, wenn sage ich jetzt mal, erhebliche zusätzliche Schwierigkeiten im psychischen Bereich auftreten, jemand dann wirklich auch psychisch krank wird und dann zum Beispiel durch auto- oder fremdaggressive Verhaltensweisen, die dann entstehen, da kann eine Situation eintreten, wo eine WG sagt, wir schaffen das irgendwie mit unseren Mitteln gar nicht mehr und wo es dann eben in Gesprächen mit dem betroffenen Bewohner, der Bewohnerin und den restlichen Vertretern dann gewissermaßen eine andere Möglichkeit gesucht wird.

T&G, Interview 24 (I24, S. 5, Z. 23-29)

Grundsätzlich lässt sich bei diesen geringen Werten sagen, dass es allgemein eine große Offenheit hinsichtlich aller Menschen gibt und nur vereinzelte Bedenken geäußert werden, die auch mit den individuellen Strukturen der Leistbarkeit innerhalb der Wohngemeinschaften zusammenhängen können.

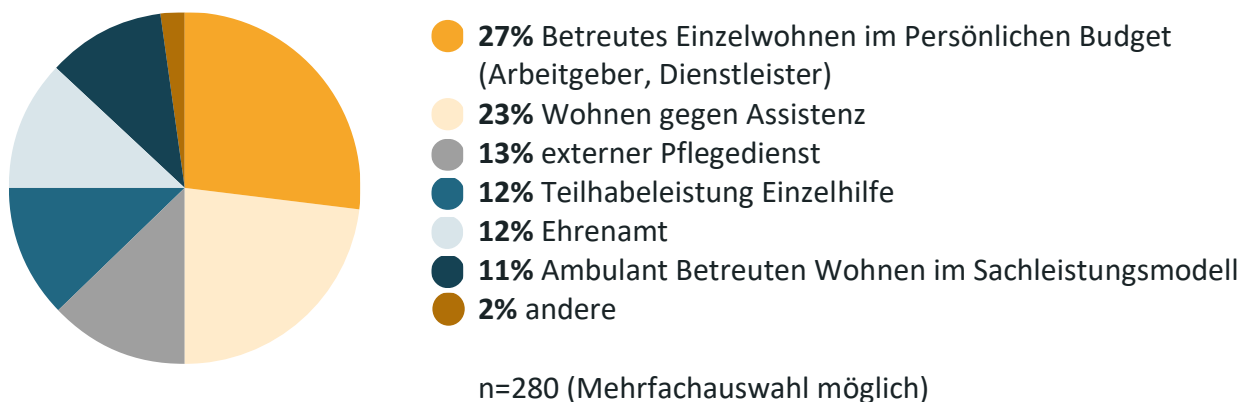
Die Altersstruktur innerhalb der Wohngemeinschaften zeigt, dass vorrangig Menschen unter 30 Jahren (72%) sich für das inklusive Wohnen entscheiden. Dies hängt zum einen damit zusammen, dass die Bewohner:innen ohne Unterstützungsbedarf, häufig konzeptuell verankert, Studierende sind und zum anderen, dass die Bewohner:innen mit Unterstützungsbedarf häufig direkt aus dem Elternhaus in die inklusive Wohngemeinschaft ziehen. Dagegen findet die Herauslösung aus institutionellen Einrichtungen mit 6% nur marginal statt. Dies spricht für eine immer noch stark verbreitete Tendenz, die eine Durchlässigkeit dieser Systeme nicht erkennen lässt.

Wo hast Du vor dem Einzug in die jetzige WG gelebt? (BmU / BmU(LS), BoU, G&T, A¹)



Anders, als in institutionalisierten Wohnformen, wird die Unterstützungsleistung für die Bewohner:innen häufig sehr dezentral geregelt. Dementsprechend vielfältig sind auch die Modelle, mit denen die Unterstützung gewährleistet wird.

Mit welchen Modellen wird die Unterstützung gewährleistet? (alle Befragten)



Dieses breite Spektrum ist auch stark bundeslandabhängig, da die Finanzierungsmöglichkeiten der Unterstützungsleistungen sehr variieren.

Das persönliche Verhältnis der Mitbewohner:innen untereinander wird zu 40% als sehr freundschaftlich beschrieben. Nur 6% beschreiben das Verhältnis als distanziert oder eher zurückhaltend. Dieses Ergebnis lässt darauf schließen, dass das inklusive Wohnen einen Begegnungsraum schafft, in dem es möglich ist, über einen guten Umgang miteinander, als reine Mitbewohner:innen hinaus, auch freundschaftliche Kontakte zu knüpfen.

¹ BmU = Bewohner:innen mit Unterstützungsbedarf / BmU(LS) = Bewohner:innen mit Unterstützungsbedarf in Leichter Sprache, BoU = Bewohner:innen ohne Unterstützungsbedarf, FK = Fachkräfte, T&G = Träger & Gründer:innen, A = Angehörige

I13: Meine Mitbewohner sind meine Freunde, meine Gefährten und insofern ist es mein Anspruch, sofern es meine Kraft zulässt, immer ein offenes Ohr zu haben und sie auch, wenn sie mich um Hilfe fragen, ansprechbar zu sein. Gleichzeitig ist es aber auch wichtig, wenn es die Kraft oder die Nerven gerade nicht zulassen, Distanz suchen zu können, und diese klar zu kommunizieren. Das hat jetzt für mich ganz persönlich gut funktioniert.

BoU, Interview 13 (I13, S. 2, Z. 36-40)

Insbesondere für die Schaffung von Netzwerken ist dies eine wichtige Ressource für Bewohner:innen mit Unterstützungsbedarf. Freundschaftliche Kontakte bestehen häufig über einen Auszug hinaus und sind überdauernde Sozialstrukturen.

Die Freizeitgestaltung findet häufig am Wochenende statt, da alle Bewohner:innen an Werktagen meist eingebunden sind.

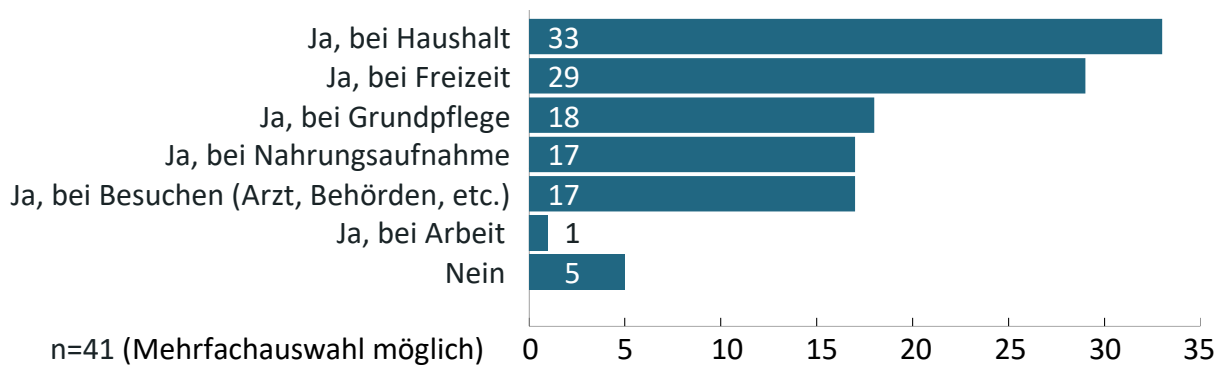
I26: Vielleicht auch mal am Wochenende. Entweder Freitag oder Samstag. Freitag kann ich aber nicht. Freitag kommt mein Schatz. Entweder Samstag.

BmU, Interview I26 (I26, S. 2, Z. 41-42)

Insbesondere für die Bewohner:innen mit Unterstützungsbedarf wird in inklusiven Wohngemeinschaften auch Raum für ihre eigenen sozialen Kontakte und Partnerschaften geschaffen.

Zu dem gemeinsamen Zusammenleben gehören häufig auch Assistenzdienste, die in vielen inklusiven Wohngemeinschaften konzeptuell verankert sind. Dabei bezieht sich die Assistenzleistung auf verschiedene Bereiche der Alltagsgestaltung und kann in Art und Umfang stark variieren.

Leitest Du, im Sinne der persönlichen Assistenz, Unterstützung? (BoU)



Hier lässt sich also keine allgemeingültige Aussage für inklusive Wohngemeinschaften treffen, welche Voraussetzungen innerhalb des Konzepts der Assistenz vorhanden sein sollten.

Die Übernahme von Assistenzleistungen setzt ein gewisses Maß an Bereitschaft voraus, sich mit Menschen mit Unterstützungsbedarf auseinander zu setzen. 33% der Bewohner:innen ohne Unterstützungsbedarf geben an, dass sie nie oder kaum Kontakt zu Menschen mit Beeinträchtigung vor ihrem Einzug hatten. Interessant ist dabei die Erkenntnis, dass sich die Einstellung gegenüber Menschen mit Beeinträchtigung insbesondere bei der Gruppe der Bewohner:innen geändert hat, die bereits im Vorfeld Kontakt zu Menschen mit Beeinträchtigung hatte. Wahrscheinlich waren bei dieser Gruppe bereits im Vorfeld Vorerfahrungen und Sichtweisen vorhanden, die im täglichen Kontakt verändert wurden.

Die Balance zwischen der Privatsphäre und gemeinschaftlichen Aktivitäten empfinden 71% in ihrer Wohngemeinschaft als ausgewogen. Dies zeigt, dass der überwiegende Teil der Wohngemeinschaften dem Bedürfnis nach Gemeinschaft nachkommt, ohne die Privatsphäre der Bewohner:innen zu beschneiden.

Zu der Gemeinschaft gehören auch Freizeitaktivitäten, die individuell oder auch gemeinschaftlich durchgeführt werden. Dabei spielt die Frage, wie kurzfristig Freizeitangebote wahrgenommen werden können, häufig eine wichtige Rolle.

I: Ja. Wie spontan können Sie Angebote kurzfristig wahrnehmen?

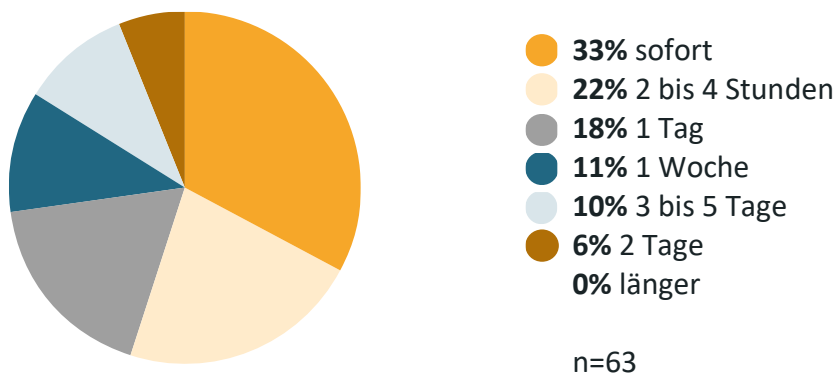
I33: (5) Also, wenn jetzt was zum Beispiel am Mittwoch ist, dann besprechen wir das am Montag und dann kann ich das am Mittwoch machen.

I: Also so zwei Tage Vorlauf ungefähr?

I33: Ja. Manchmal auch bloß einen Tag. Dann sage ich zum Beispiel, morgen ist das und das, ob das möglich wäre.

BmU, Interview 33 (I33, S. 4, Z. 14-19)

Wie spontan kannst Du Freizeit-Angebote wahrnehmen? (BmU, FK, T&G)



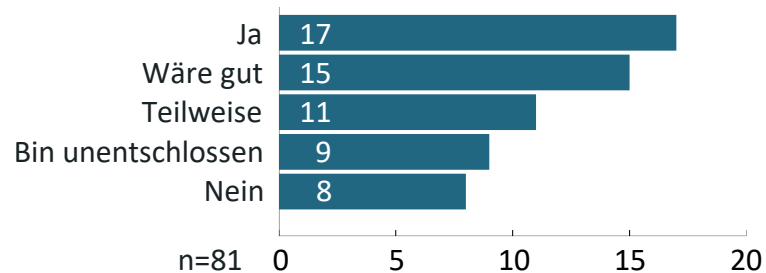
Die Grafik zeigt, dass es für Bewohner:innen mit Unterstützungsbedarf in vielen Wohngemeinschaften relativ schnell möglich ist, ihre individuellen und gemeinschaftlichen Freizeitbedürfnisse umzusetzen. 82% aller Bewohner:innen sagen, dass ihnen gemeinsame Freizeitaktivitäten wichtig sind.

Die räumliche Ausstattung zählt zu den wichtigsten Faktoren für das inklusive Wohnen. Dabei geht es vor allen Dingen darum Begegnungsraum zu schaffen durch Gemeinschaftsräume, aber auch um Rückzugsmöglichkeiten für die einzelnen Bewohner:innen. Das Erleben und der Austausch in der Gemeinschaft sind ebenfalls entscheidende Faktoren, die durch die räumliche und personale Beschaffenheit bedingt werden. WG-Sprechstunden, gemeinsame Aktivitäten, Rituale und Urlaube werden von der Mehrheit als wichtig für das Zusammenleben in der Gemeinschaft beschrieben. Die Gemeinschaft als Gelingensbedingung für das inklusive Wohnen tritt hier deutlich in den Vordergrund.

Dabei kommt den pädagogischen Fachkräften eine wichtige Rolle zu. Die Fachkräfte und Gründer:innen sollten sich zu der Frage äußern, ob sie pädagogische Fachkräfte in einer

inklusive Wohngemeinschaft für wichtig und sinnvoll erachten. 40% befürworten dies. Die Antworten darauf geben einen guten Überblick, über die strukturellen und ideellen Vorstellungen der inklusiven Wohngemeinschaften. Darüber hinaus entscheiden auch die Finanzierungsformen, ob und in welchem Umfang Fachkräfte beschäftigt werden können. Die Bewohner:innenstruktur spielt dabei ebenfalls eine wesentliche Rolle.

**Ist es wichtig eine pädagogische Fachkraft in einer inklusiven WG zu beschäftigen?
(FK, T&G, A)**



Insbesondere in Krisensituationen oder wenn pädagogische Fachkenntnisse erforderlich sind, wird den Fachkräften situativ der Vorrang gegeben.

I: Wie schätzen Sie es ein, ist es wichtig, eine pädagogische Fachkraft in einer inklusiven WG zu beschäftigen?

I41: Auf jeden Fall, weil es oftmals auch so zu Unklarheiten kommen kann, auch zu Streitsituationen kommen kann, wo dann auch einfach der Bedarf ist, dass da pädagogisch gehandelt werden muss. Ich meine, der Beruf des Heilerziehungspfleger zum Beispiel, der hat ja auch so einen gewissen pädagogischen Aspekt und das zeigt sich auch einfach, wie nützlich das ist in manchen Situationen, wo es Unklarheiten gibt oder beziehungsweise, wo auch so Konflikte entstehen.

FK, Interview 41 (I41, S. 4, Z. 17-24)

Bei der Frage nach der Zusammensetzung der fachlichen Unterstützer:innen, spricht sich die Mehrzahl für ein Konzept aus, in dem es eine klare Aufgabenverteilung aus Assistent:innen und Fachkräften gibt. Stark abgelehnt werden Konzepte, in denen es ausschließliche Assistenzleistungen oder nur Fachleistungen gibt. Ein entscheidendes Merkmal für die Qualität des inklusiven Wohnens ist damit die Zusammensetzung der Unterstützer:innen aus Assistent:innen und Fachkräften.

Insgesamt lässt sich feststellen, dass 86 % aller Befragten ihre jetzige WG als sehr gut bis gut bewerten. Dieser positive Wert lässt sich bei allen Befragtengruppen darstellen. Die kritischen Bewertungen mit einer Schulnotenskala von 5-6 lassen sich dagegen nur in einem verhältnismäßig größerem Umfang bei der Gruppe der Angehörigen ausmachen. In den Interviews wird deutlich, dass diese kritische Betrachtung möglicherweise mit nicht erfüllten Erwartungen an das inklusive Wohnen im Zusammenhang steht.

I11: Also man hat am Anfang die Illusion, dass wir als Eltern eben entlastet werden, und diese Hoffnung hat sich überhaupt nie erfüllt, im Gegenteil, es war eigentlich noch mehr Arbeit als vorher, obwohl eben, ja, die Kinder gar nicht mehr zu Hause gewohnt haben.

A, Interview 11 (I11, S. 1, Z. 28-30)

Ebenso lässt sich eine kritische Betrachtung der Struktur des Zusammenlebens in den Interviews erkennen, diese wird ebenfalls vermehrt von Angehörigen geäußert.

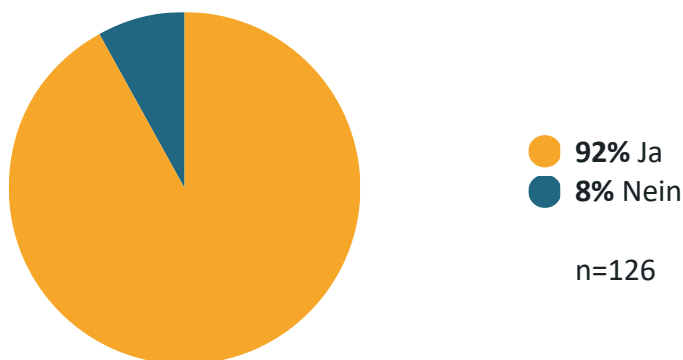
I2: Die Erwartungen, dass Stefan sich mehr am normalen Dasein der nicht behinderten Menschen orientiert, diese Erwartung hat sich nicht erfüllt, im Gegenteil. Es war für ihn eine ungute Situation, weil die Betreuung nicht ausreichend war, um seine schwere Behinderung adäquat zu behandeln.

A, Interview 2 (I2, S. 1, Z. 39-39)

Zu den weiteren Kritikpunkten, die von Angehörigen geäußert werden, zählen die Sauberkeit und Ordnung in den inklusiven Wohngemeinschaften, die Aufgabenverteilung zwischen Bewohner:innen mit und ohne Unterstützungsbedarf, die verbesserungswürdige Freizeitgestaltung, sowie die zum Teil hohe Fluktuation der Bewohner:innen innerhalb kurzer Zeiträume. Bei den Bewohner:innen mit Unterstützungsbedarf lässt sich diese Kritik nicht erkennen. Sie stimmen in diesen Punkten nicht mit der Wahrnehmung ihrer Angehörigen überein. Ebenso finden diese Punkte in keiner anderen Befragtengruppe diese kritischen Stimmen. Eine mögliche Erklärung könnte die starke Involviertheit der Angehörigen im Konzept des inklusiven Wohnens sein. Häufig fungieren die Angehörigen

auch als Gründer:innen, um eine alternative Wohnform für ihre erwachsenen Kinder mit Unterstützungsbedarf zu schaffen. Der Ansatz und das Bestreben, die möglichst beste Wohnsituation zu schaffen, trifft dann im Alltag häufig auf die Realitäten der Finanzierbarkeit und der Ansprüche aller Bewohner:innen und Fachkräfte in einer Gemeinschaft. Dennoch lässt die Frage nach der Entscheidung für eine inklusive Wohngemeinschaft eine positive Betrachtung dieser insgesamt zu.

Würdest Du Dich wieder für eine inklusive WG entscheiden? / wieder eine gründen, / auswählen, ... (alle Befragten)



Ein wichtiger Faktor dabei ist häufig auch die Alternativlosigkeit, da das Angebot an inklusiven Wohngemeinschaften stark begrenzt ist und die klassischen Wohnangebote häufig nicht in Frage kommen. Gleichzeitig lässt sich daraus aber auch eine hohe Zufriedenheit bei den Bewohner:innen ohne Unterstützungsbedarf erkennen, da sie in der Wahl der Wohnform nicht so stark eingeschränkt sind.

3.2 Der individuelle und lokale Nutzen des inklusiven Wohnens und die Auswirkungen auf die Lebensqualität

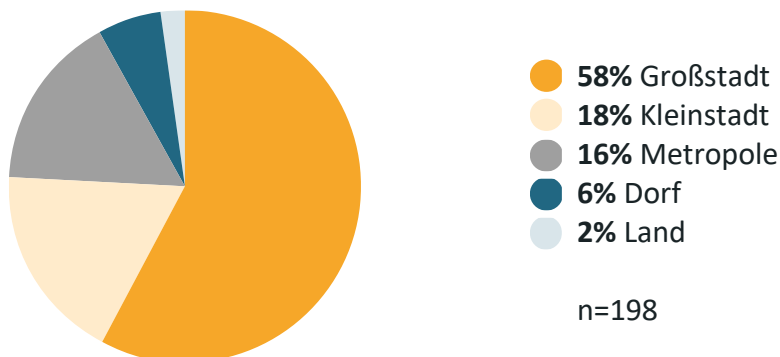
In den Interviews konnte der individuelle Nutzen des inklusiven Wohnens, insbesondere für die Bewohner:innen mit Unterstützungsbedarf deutlich herausgearbeitet werden.

I1: Da ich jetzt mit WG wohne sind meine Eltern ausgezogen, jetzt sind wir Nachbarn. (4) Sie kommen aber öfters vorbei und organisieren wichtige Dinge mit den Assistent, dann dürfen sie mir auch mal einen Kuss geben. Mit ihnen spiele ich auch gerne mal ein Brettspiel. (5) Kurz gesagt, leben in der WG ist voll geil, macht Spaß und ist immer interessant.

Insbesondere die Verselbstständigung und die Erweiterung von individuellen Handlungsspielräumen werden als Gewinn für die Lebensqualität betrachtet. Dabei wird die eigene Entscheidungskompetenz stärker betont als die selbstständigere Ausführung bestimmter Aktivitäten und Aufgaben der Alltagsbewältigung.

Bezogen auf den lokalen Nutzen lässt sich festhalten, dass die meisten inklusiven Wohngemeinschaften sich in Großstädten oder Metropolen befinden.

Wie würdest Du die Lage Deiner WG beschreiben? (alle Befragten)



Dies hängt häufig auch mit der Nähe zu Universitäten und Hochschulen zusammen, da das Zusammenleben mit Studierenden, wie zuvor erwähnt, häufig konzeptionell verankert ist. Bewohner:innen ohne Unterstützungsbedarf geben zu 72% an, dass die Lage der Wohngemeinschaft für sie entscheidend für den Einzug war. Erreichbarkeit und eine zentrale Lage mit einer guten Infrastruktur sind demnach wichtige Faktoren für eine ausreichende Gewinnung von Bewohner:innen ohne Unterstützungsbedarf.

Auch Angehörige sehen eine zentrale Lage mit einer guten Vernetzung und Infrastruktur als wichtiges Merkmal für eine gelungene inklusive Wohngemeinschaft an.

I6: Also in unserem Fall wieder, ja, also mindestens mit der medizinischen Versorgung ist es super praktisch, wenn das um einen rum ist, aber auch die Anbindung an den Nahverkehr ist praktisch, wobei in Frankfurt gibt es ja auch diesen Sonderfahrdienst, das wär jetzt nicht Bedingung, aber es machts natürlich sehr viel einfacher, wenn er S-Bahn fahren kann oder Bus oder irgendwie so und das geht ja mit Rolli auch ganz

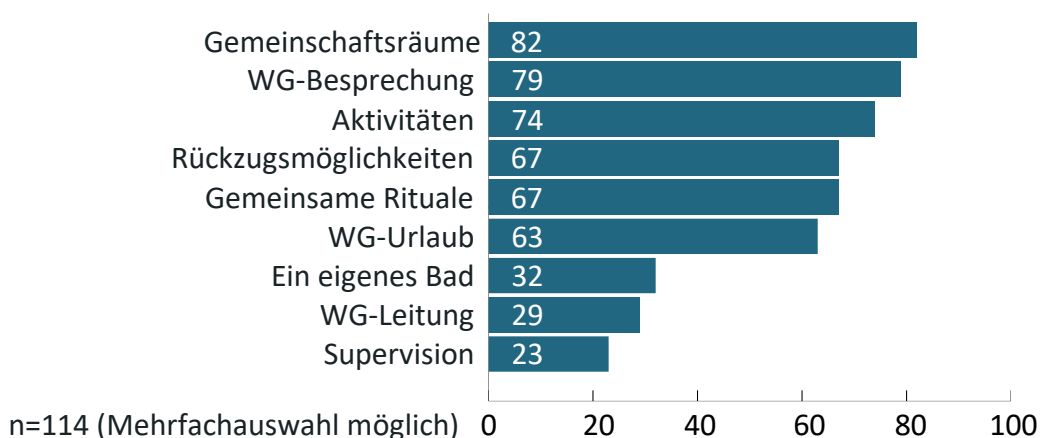
gut in Frankfurt und Otto genießt das Stadtleben eben sehr, mh, weil einfach viele Plätze da sind, wo was los ist, es gibt andererseits grün wo er Hunde beobachten kann, oder wo er spazieren gehen kann und wenn er das mal nicht will, es gibt Eisläden, es gibt Cafés normalerweise, außer bei den Coronazeiten und mh, das ist eigentlich, was er total genießt, dass er nachmittags, wenn er frei hat das (1) mh machen kann.

A, Interview 6 (I6, S. 4, Z. 47-48 & S. 5, Z. 1-8)

Die Aspekte der ärztlichen, sowie therapeutischen Versorgung stehen dabei häufig ebenso im Vordergrund, wie die Einbindung in den Sozialraum. Die Ausübung von Freizeitaktivitäten, aber auch die selbstständige Nutzung des öffentlichen Nahverkehrs sind wichtige Faktoren. Ebenso ist die Erreichbarkeit von Sportangeboten und Supermärkten ein wichtiges Kriterium. Über diese Möglichkeiten der Teilhabe am Sozialleben und die Einbindung in den öffentlichen Raum, werden Begegnungen über die eigene Wohngemeinschaft hinaus ermöglicht. Somit wirkt das inklusive Wohnen auch in die Sozialräume und Nachbarschaften hinein.

Die strukturelle Beschaffenheit einer inklusiven Wohngemeinschaft verfügt über mehrere Ebenen. Diese Faktoren bestimmen die individuelle Zufriedenheit in der Wohngemeinschaft und treffen auch eine Aussage über eigenen Perspektiven der Selbstbestimmung, sowie Partizipationsmöglichkeiten. Unter diesen Bedingungen ist dann ein selbstbestimmtes Leben in der Gemeinschaft möglich.

Was stützt den Zusammenhalt in der WG? (BmU, BmU(LS), BoU, FK)

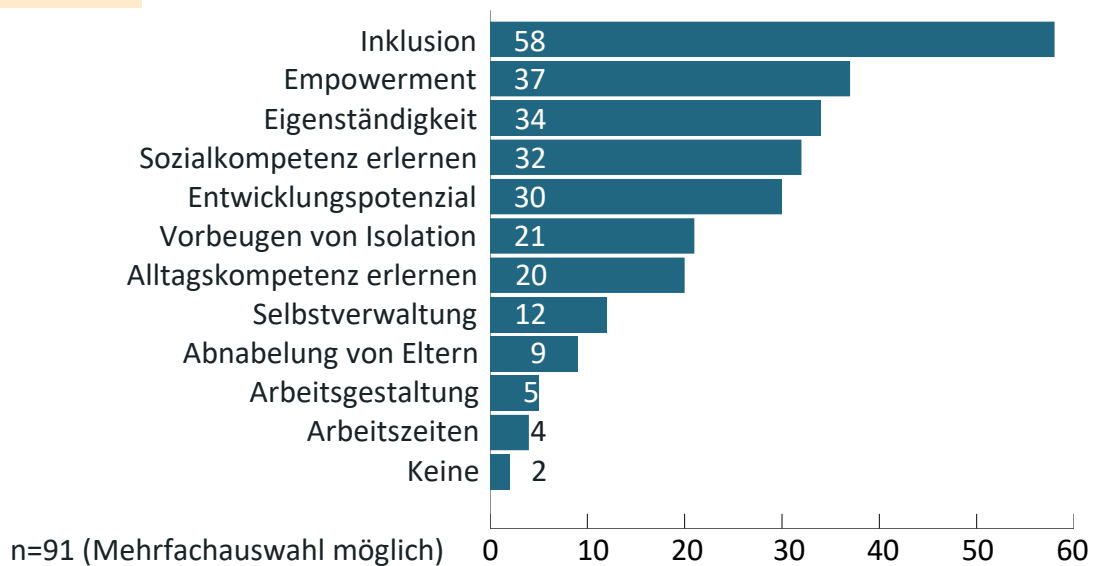


Den größten Vorteil zu anderen Wohnangeboten der Behindertenhilfe sehen die Fachkräfte in der Inklusion und im Empowerment der Bewohner:innen mit Unterstützungsbedarf. Damit ist die Verselbstständigung ein wichtiger Nutzenfaktor des inklusiven Wohnens.

Welche Vorteile sehen Sie zu anderen Wohnangeboten der Behindertenhilfe?

Die Auswertung berücksichtigt alle abgegebenen Antworten (Platz 1-3) und gibt diese in absoluten Zahlen an.

Welche Vorteile sehen Sie zu anderen Wohnangeboten der Behindertenhilfe? (FK, T&G, A)



Die Alltags- und Sozialkompetenz werden ebenfalls entwickelt, was zu einer stärkeren Eigenständigkeit und Einbindung in den Sozialraum führt.

I46: Als Vorteil sehe ich zum einen im ZIM, dass (4) das Angebot hier der Gemeinde nahe ist und dezentralisiert. Das heißt, also wir sind keine Komplexeinrichtung, wir sind mehr oder weniger alle Leute, in Anführungszeichen, gezwungen, in die Gemeinde rauszugehen.

FK, Interview 46 (I46, S. 1, Z. 14-16)

Die Einbeziehung in den Sozialraum ist nicht nur gewünscht, sondern im Gegensatz zu vielen anderen Wohnangeboten alternativlos. Verselbstständigungsprozesse werden nicht als rein

pädagogische Maßnahme angebahnt, sondern sind im Konzept des inklusiven Wohnens strukturell verankert.

I19: Also Vorteile sehe ich diesbezüglich, dass einfach noch Stück individueller auf Klienten eingegangen werden kann. Das sie, dass die Klienten, mehr Handlungsspielraum haben. Viel mehr selber entscheiden können, genau. Und leichter auch die Entwicklung, also in Sachen Haushalt, Einkaufen, lauter so Sachen, nochmal. Also, ja, sich verbessert. (3) Ja, genau.

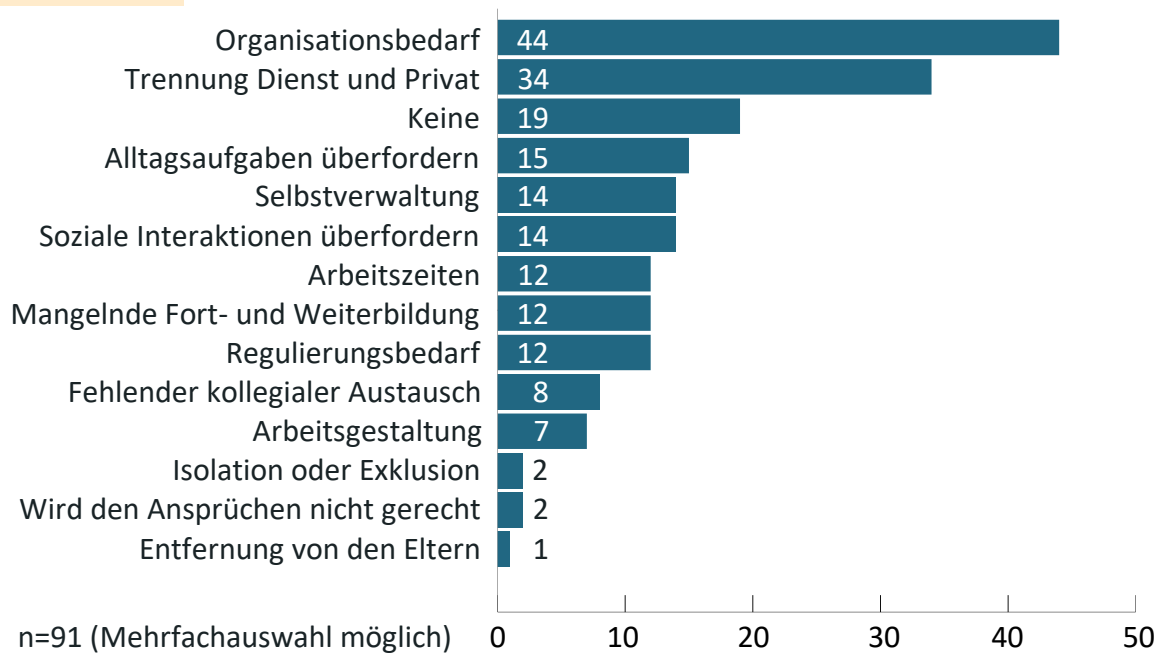
FK, Interview 19 (I19, S. 1, Z. 25-28)

Der individuelle Nutzen besteht hier in den Handlungsspielräumen, die den Bewohner:innen mit Unterstützungsbedarf ermöglicht werden. Häufig sind Entscheidungen schneller und flexibler möglich, da es keine stark verzweigten, hierarchischen Strukturen gibt. Die Wohngemeinschaften geben sich häufig einen Teil der Regeln des Zusammenlebens selbst und müssen sich nicht an institutionell gebundenen Eirichtungsordnungen oder Richtlinien halten. Auf Entwicklungen und Bedarfe kann so flexibler reagiert werden.

Die als kritisch betrachteten Aspekte des inklusiven Wohnens lassen sich in vielen Fällen als Kehrseite der Freiheiten durch das Konzept lesen. So gibt es einen hohen eigenständigen Organisationsbedarf mangels vorgebender Strukturen und die Trennung von dienstlichen Zeiten ist bei einem Konzept was auf Nähe und einer engen Verbindung zueinander im Alltag ausgerichtet ist, ebenso häufig kritisch bewertet worden durch die Fachkräfte.

Welche Nachteile sehen Sie zu anderen Wohnangeboten der Behindertenhilfe? Die Auswertung berücksichtigt alle abgegebenen Antworten (Platz 1-3) und gibt diese in absoluten Zahlen an.

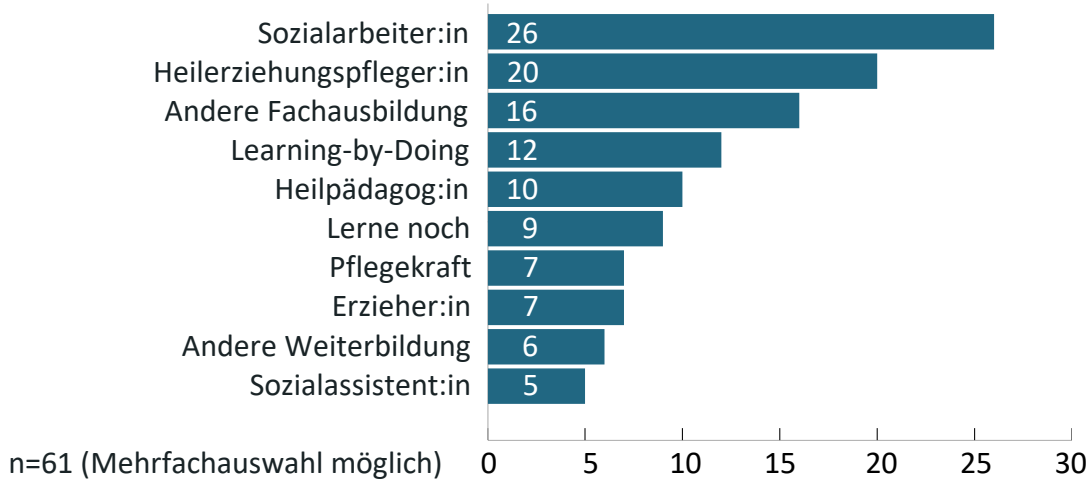
**Welche Nachteile sehen Sie zu anderen Wohnangeboten der Behindertenhilfe?
(FK, T&G, A)**



Es zeigt sich, dass ein hohes Maß an eigenverantwortlichem Handeln für das inklusive Wohnen seitens der Fachkräfte vorausgesetzt wird. Dagegen gibt es bis heute nicht genügend Fort- und Weiterbildungsangebote, die Kompetenzen im Bereich des inklusiven Wohnens vermitteln.

Die Mehrzahl der Fachkräfte im inklusiven Wohnen verfügt über eine Ausbildung im sozialen oder pflegerischen Bereich.

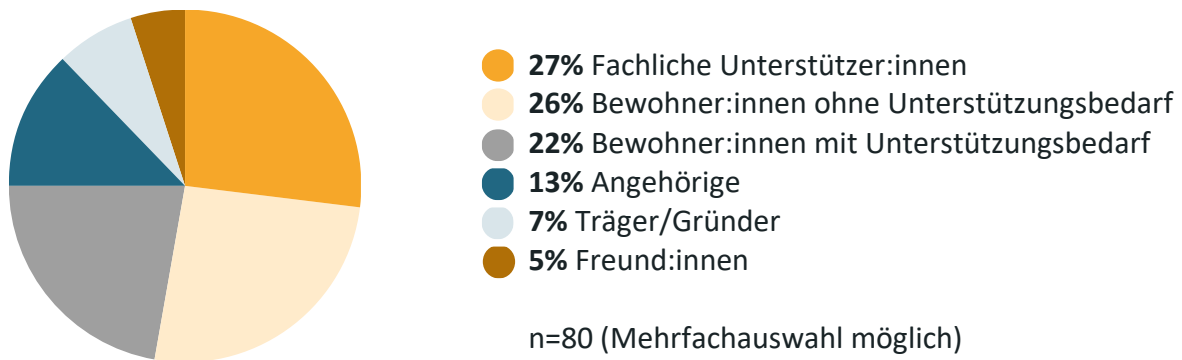
Welche Ausbildung hast Du? (FK, T&G)



Diese reicht von Ausbildungen an Fachschulen, bis hin zu Bachelorabschlüssen, die an Hochschulen erworben wurden. Im Abgleich der positiv und negativ bewerteten Seiten des inklusiven Wohnens, ergibt sich ein interessantes Bild, da einerseits die Aspekte, die von der „klassischen“ Behindertenhilfe abweichen als sehr positiv bewertet werden, jedoch andererseits, die Herausforderungen, die damit unmittelbar einher gehen, als kritisch betrachtet werden.

Die Rolle der einzelnen Beteiligten bei der Gestaltung des Alltags und der Freizeit ist unterschiedlich verteilt. Bei der Planung von gemeinschaftlichen Unternehmungen stehen überwiegend die Bewohner:innen selbst in Verbindung mit den Fachkräften in der Verantwortung und übernehmen die ausgestaltende Position.

Von wem werden Unternehmungen geplant? (FK, T&G, A)



Dies unterstützt die aktive Rolle bei der Ausgestaltung des Alltags und bei der Hineinwirkung in den Sozialraum aller Bewohner:innen.

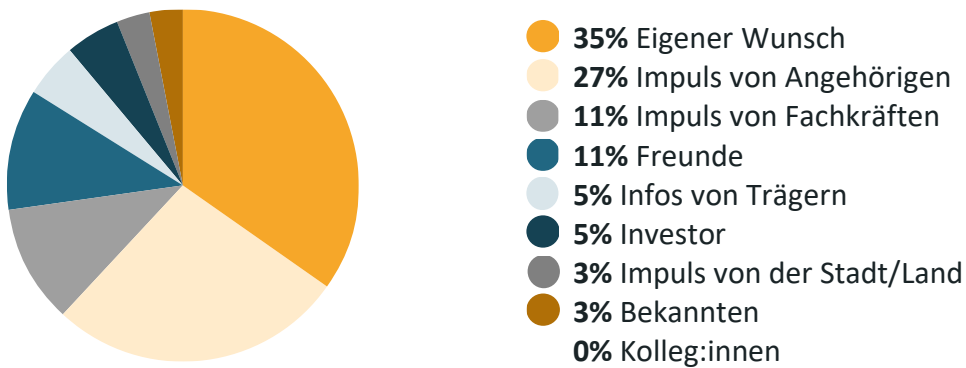
I9: Dadurch, dass jeder von den Studierenden und den Bewohnern ein Amt hat und das auch sieben Tage die Woche aufgefüllt ist, entscheiden immer die, die Amt haben, was sie an dem nächsten Tag machen möchten. Darüber hinaus können natürlich auch die Studierenden oder die Bewohner mit Beeinträchtigung, die kein Amt haben, natürlich in die Runde fragen, ob jemand Lust auf einen Spieleabend hat, aber sehr vieles passiert auch individuell und spontan, aber genau.

BoU, Interview 9 (I9, S. 2, Z. 12-17)

3.3 In den Gründungsprozess involvierte Akteur:innen

Hauptsächlich kommt es durch den Impuls von zukünftigen Bewohner:innen mit Unterstützungsbedarf und deren Angehörigen zur Gründung von inklusiven Wohngemeinschaften.

Wie kam es zur Gründung? (T&G)



n=21 (Mehrfachauswahl möglich)

Diese Information ist sehr relevant vor dem Hintergrund, wer die treibende Kraft hinter dem häufig sehr langwierigen und bürokratischen Gründungsprozess ist. Die Gründer:innen selbst beschreiben die zukünftigen Bewohner:innen und ihre Angehörige ebenfalls als ausschlaggebend. Viele Gründer:innen befinden sich dabei in einer Doppelrolle, da sie gleichzeitig Angehörige sind.

I31: Also wir sind, ich bin Angehörige einer, habe eine Tochter mit komplexer Mehrfachbehinderung und es gibt für Menschen mit komplexen Behinderungen praktisch kein Angebot auf dem Markt, zumindest hier nicht in Hamburg und von daher habe ich mich zusammen mit anderen Eltern dazu entschieden, ein Wohnprojekt zu gründen, in dem unsere Kinder in der Gesellschaft leben können und nicht in ein Heim aussortiert werden auf der grünen Wiese.

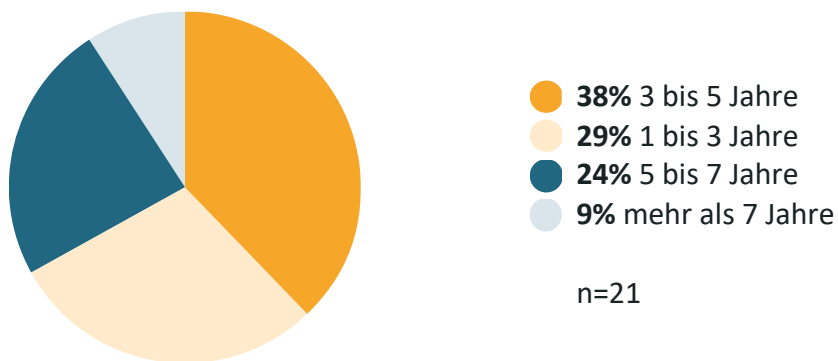
T&G, Interview 31 (I31, S. 1, Z. 8-12)

40% aller Träger:innen geben an, dass in ihrer Wohngemeinschaft Angehörige von ihnen leben. Dies deutet darauf hin, dass die Einbeziehung der Angehörigen sich nicht nur auf den

Gründungsprozess beschränkt, sondern durch die Trägerschaft der inklusiven Wohngemeinschaft kontinuierlich fortbesteht.

Die bereits erwähnte lang andauernde Gründungsphase inklusiver Wohn-gemeinschaften, beträgt überwiegend drei bis fünf Jahre.

Wie lange hat es von der ersten Idee bis zur Gründung der WG gedauert? (T&G)



Dies ist ein langer Zeitraum, der mit intensiven Arbeitsprozessen gefüllt ist.

I25: Weil man einfach zu viele Dinge, man denkt man weiß die oder auch ich, ich war ja schon Geschäftsführer von einem Verein, habe gedacht, ich weiß das. Und hinterher ist dann rausgekommen, ich wusste eigentlich fast gar nichts. Und musste alles neu lernen, weil das Sozialrecht schon sehr verstrickt ist. Das heißt, da Begleitung holen für das Konzept, für den Prozess

T&G, Interview 25 (I25, S. 11, Z. 35-40)

Insbesondere durch Begleitung und Unterstützungsangebote kann die Arbeit in diesem Bereich effizienter gestaltet werden und Hürden können für den Gründungsprozess genommen werden.

I44: welche Unterstützung hatten sie bei der Beantragung? A: Ein halbes Jahr lang haben wir alle uns herum gefragt bei allen Leuten, die Ähnliches vorhaben, die Ähnliches hinter sich haben und sowas

A, Interview 44 (I44, S. 1, Z. 23-25)

Die Vernetzung untereinander ist dabei von großer Bedeutung und wird in den Interviews mit den Träger und Gründer:innen sehr deutlich. Die regionalen Unterschiede bei der Beantragung und Bewilligung erschweren die Übertragbarkeit von Konzepten, darum ist ein regionaler Austausch ergänzend zu einem bundesweiten Austausch sinnvoll.

Die Einbeziehung der Akteur:innen der Wohnwirtschaft und des Wohnungsbaus hat eine hohe Relevanz vor dem Hintergrund der Wohnraumknappheit und der zum Teil sehr speziellen Bedarfe an Barrierefreiheit und Raumaufteilung.

I12: Das ist insgesamt eine nicht ganz einfache Situation, wir hatten richtig Glück, das wir auf eine Wohnungsbaugesellschaft gestoßen sind, die geschaut haben welchen Ansatz wir haben, neue architektonische Entwicklung einzuleiten (...), also Wohnformen zu finden, wo Menschen jung, alt, krank, gesund, behindert, nicht behindert irgendwie zusammenleben können. Diese Idee hat sehr gut gepasst. Das war eine Win-Win Situation (...) und da waren wir eigentlich ein wesentlicher Dreh- und Angelpunkt, dass die Bereitschaft da war uns als inklusive WG mit diesem Projekt aufzunehmen

T&G, Interview 12 (S. 2, Z. 24-31)

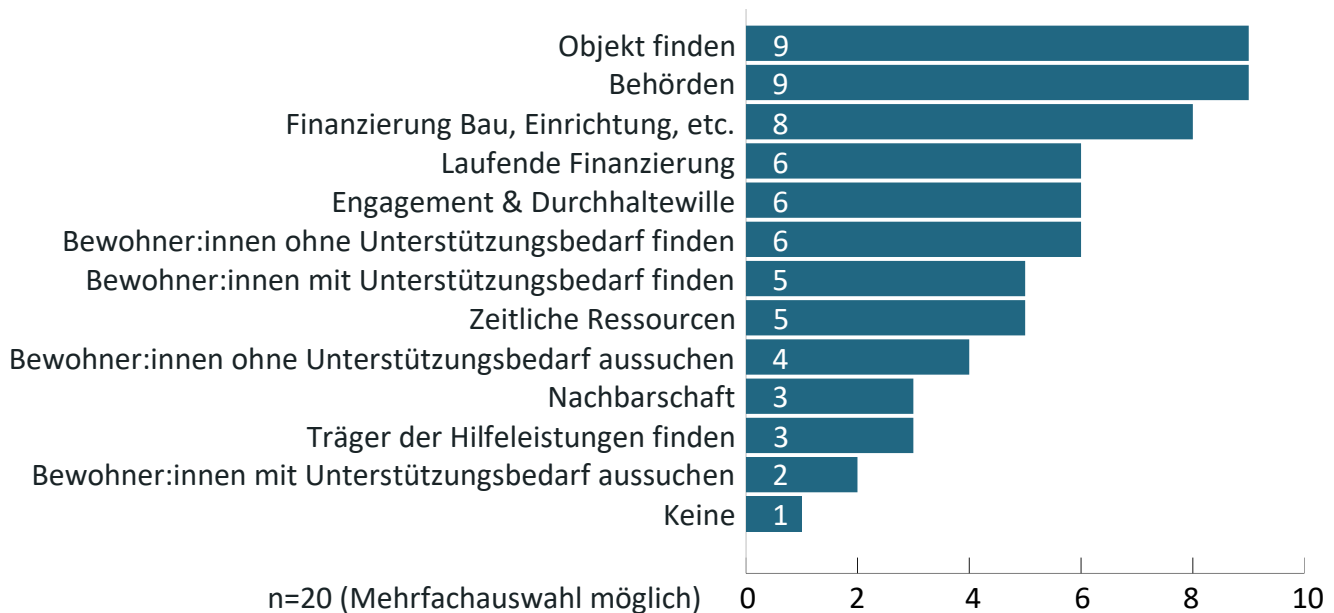
Die Entstehung von neuen inklusiven Wohnformen hängt also stark von der Bereitschaft der Wohnraumakteur:innen ab, sich auf neue Projekte einzulassen und insbesondere auf der Vernetzung mit diesen während des Gründungsprozesses.

3.4 Die Sozialräumlichen Voraussetzungen – Potentiale und Herausforderungen für inklusive Wohngemeinschaften

Als größte Herausforderungen für die Gründung einer inklusiven Wohngemeinschaft, werden die Finanzierung, der zur Verfügung stehende Wohnraum und die behördlichen Regelungen wahrgenommen. Für diese Bereiche bedarf es einer guten Aufklärung über die aktuellen Gesetzeslagen zu Teilhabe-, sowie Pflegeleistungen. Da die meisten inklusiven Wohngemeinschaften sich in Großstädten oder Metropolen befinden, sind auch sie von

dem angespannten Wohnungsmarkt und den hohen Immobilienpreisen in Deutschland betroffen. Hinzu kommt ein erheblicher Mangel an barrierearmem bzw. barrierefreiem Wohnraum.

Was waren die größten Herausforderungen? (T&G)



Die Hürde, den passenden Wohnraum zu finden, wurde häufig durch einen Zufall überwunden, aber auch durch Kontakte zu Wohngesellschaften, gemeinsamem Austausch und durch Einsatz und Engagement der Stadt oder des Landkreises. Mit geeignetem Wohnraum ist nicht zwangsläufig immer barrierefreier Wohnraum gemeint. 68% der Befragten geben an, dass eine vollständige Barrierefreiheit keine zwingende Voraussetzung für eine inklusive Wohngemeinschaft ist. Es geht stärker um barrierearme Zugänge, die auf die individuelleren Bedarfe der Bewohner:innen zugeschnitten sind.

I8: Ich würde sagen, es ist jetzt nicht alles hundertprozentig nach DIN perfekt barrierefrei, zumindest nicht in allen Bereichen, aber es gibt auf jeden Fall zwei barrierefreie Bäder in der WG und ansonsten ist auch die Küche sehr, sehr groß, sehr viel Platz, sehr viel Bewegungsfreiheit, also das ist insgesamt glaube ich schon sehr, sehr gut, aber klar ist das immer eine Herausforderung, wirklich all diese Anforderungen auch dort zu erfüllen.

T&G, Interview 8 (I8, S. 2, Z. 6-11)

Barrierefreiheit bedeutet in diesem Kontext aber häufig auch die Konzentration auf Barrieren in der Alltagsgestaltung, die nicht mit baulichen Vorgaben oder räumlichen Voraussetzungen verbunden sind.

I46: Für welche Bewohner? (4) Barrierefreier Wohnraum. Zum einmal die (4) physische Barrierearmut, also damit man mit dem Rolli gut überall hin kann. Daran scheitert es ja auch oft. Aber bedeutet natürlich auch die informationelle Barrierefreiheit, weil bei, in unserer WG wohnen bis zu zehn Leute und dort gibt es auch viele Absprachen und einfach WG organisatorisches (4) und das bringt nichts, wenn ich hier eine Rolli Rampe habe, aber dann alles hier in schwerer Sprache formuliere, wo dann niemand mitkommt. Das muss dann natürlich auch gegeben sein.

FK, Interview 46 (I46, S. 1, Z. 42-48)

Hier zeigt sich erneut die hohe Einsatzbereitschaft und erwartete Kompetenz der Fachkräfte, organisatorische Dinge barrierearm, zum Beispiel durch leichte Sprache zu gestalten und eine Partizipation aller Bewohner:innen zu ermöglichen. Dies sind Voraussetzungen an die Barrierefreiheit, die im Alltag geschaffen werden müssen und nicht baulich vorgegeben werden können.

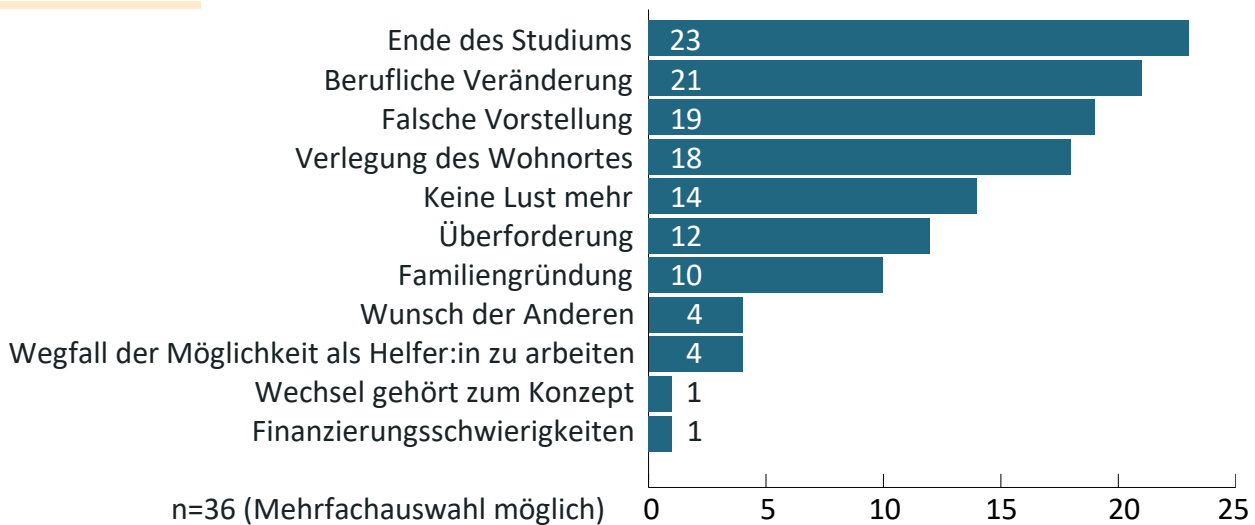
Eine Herausforderung für das inklusive Wohnen die von den Angehörige bereits gehört wurde, ist die Fluktuation der Bewohner:innen. Dabei gibt es einen starken Kontrast zwischen Bewohner:innen mit und ohne Unterstützungsbedarf. Während die Bewohner:innen mit Unterstützungsbedarf häufig deutlich länger als 2 Jahre in der Wohngemeinschaft verbleiben, liegt die Fluktuation bei den Bewohner:innen ohne Unterstützungsbedarf in diesem Zeitraum am Häufigsten bei 50%.

Wenn Bewohner:innen mit Unterstützungsbedarf die inklusive Wohngemeinschaft verlassen, dann liegen die Ursachen dafür häufig in einer eigene Überforderungssituation. Ebenfalls häufig gibt es den Wunsch der Angehörigen nach einer Wohnortveränderung oder die anderen Bewohner:innen legen einen Auszug nahe. Ein weiterer Grund ist der eigene

Wunsch eine Wohnortveränderung herbeizuführen. Aber auch Gründe wie Erkrankungen oder das Versterben wurden für einen Bewohner:innenwechsel genannt.

Die Gründe für einen Auszug der Bewohner:innen ohne Unterstützungsbedarf weichen davon deutlich ab. Die Verweildauer in der inklusiven Wohngemeinschaft ist insgesamt durchschnittlich deutlich kürzer, als die von Bewohner:innen mit Unterstützungsbedarf.

Warum ziehen Bewohner:innen ohne Unterstützungsbedarf aus der WG wieder aus? (T&G)

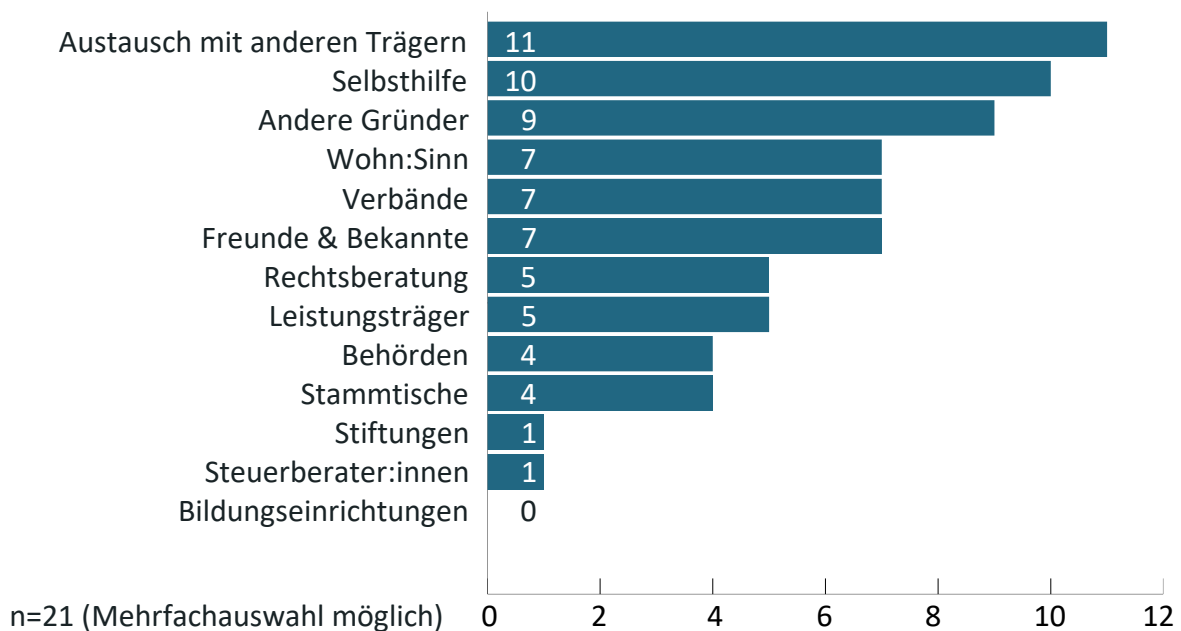


Hauptursächlich sind hier der Wechsel des Berufs oder eine Beendigung des Studiums ursächlich. Aber auch falsche Vorstellungen vor Beginn des Einzugs und Wohnortveränderungen spielen dabei eine Rolle. Diese Prozesse stehen ebenfalls in einem Zusammenhang mit dem durchschnittlichen Alter der Bewohner:innen und der Lebensphase in der sie sich befinden. Diese ist bei Menschen unter dreißig Jahren generell durch Wechsel und Umbrüche geprägt. Es gibt einige inklusive Wohngemeinschaften, die darauf auch konzeptionell reagieren und die Wohndauer für alle Bewohner:innen befristen.

3.5 Unterstützungsangebote für inklusive Wohnformen

Inklusive Wohngemeinschaften durchlaufen bis zu ihrer Gründung einen langwierigen Prozess. Dabei sind sie auf diverse Unterstützer:innen angewiesen, die mit Sachverstand und Netzwerkarbeit an dem Prozess beteiligt werden.

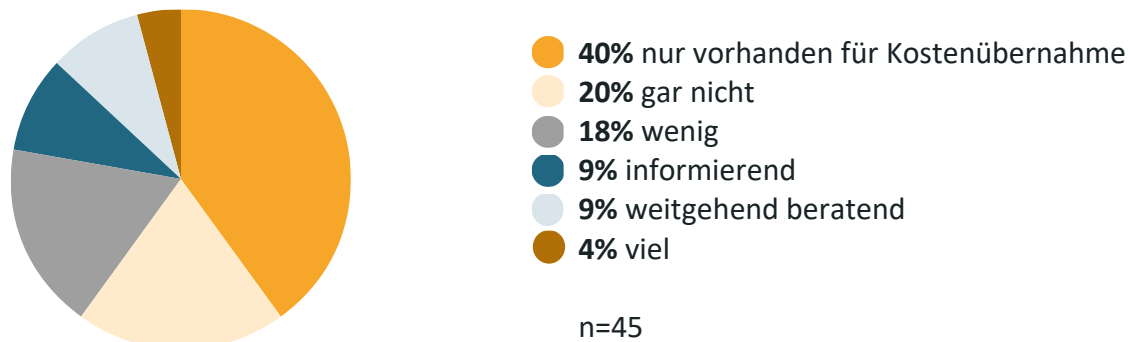
Welche Unterstützung haben Sie für die Gründung erhalten? (A)



Es wird vor allen Dingen auf bereits geschaffene Strukturen zurückgegriffen und der Austausch über Erfahrungswerte ist dabei elementar. Dies ist der Tatsache geschuldet, dass es noch eine begrenzte Anzahl an inklusiven Wohngemeinschaften in Deutschland gibt und diese häufig auch die einzigen in den jeweiligen Bundesländern sind. Somit sind gegenseitige Hilfestellungen sinnvoll, aber in ihrer Wirkweise durch den Föderalismus eingeschränkt. 53% der Befragten geben an, dass Beratungsstellen und Verbände bei der Gründung oder dem Einzug keine Rolle gespielt haben. Unklar bleibt, ob dies an einem mangelndem niederschwelligem Angebot liegt, da der Wunsch nach Beratung von nahezu allen Interviewten geäußert wurde. Nur 14% sagen, dass der Nutzen der Unterstützung sehr groß war. Hier zeigt sich der Bedarf an Kommunikation und Beratung, da gleichzeitig viele Hürden bei der Gründung beschrieben werden, die durch Netzwerk- und Beratungsarbeit möglicherweise gemindert werden könnten. Zudem spielen regionale Angebote eine wichtige Rolle, da viele Konzepte im Bereich der Finanzierung nicht in andere Bundesländer

übertragbar sind. Die Zusammenarbeit mit dem Kostenträger wird von 58% der Befragten als wichtiges Merkmal für die Finanzierung der inklusiven Wohngemeinschaft erachtet. Die Beteiligung des Kostenträgers bei der Entstehung oder dem Einzug in die inklusive Wohngemeinschaft wird dagegen weitgehend als gering und verhandelnd beschrieben.

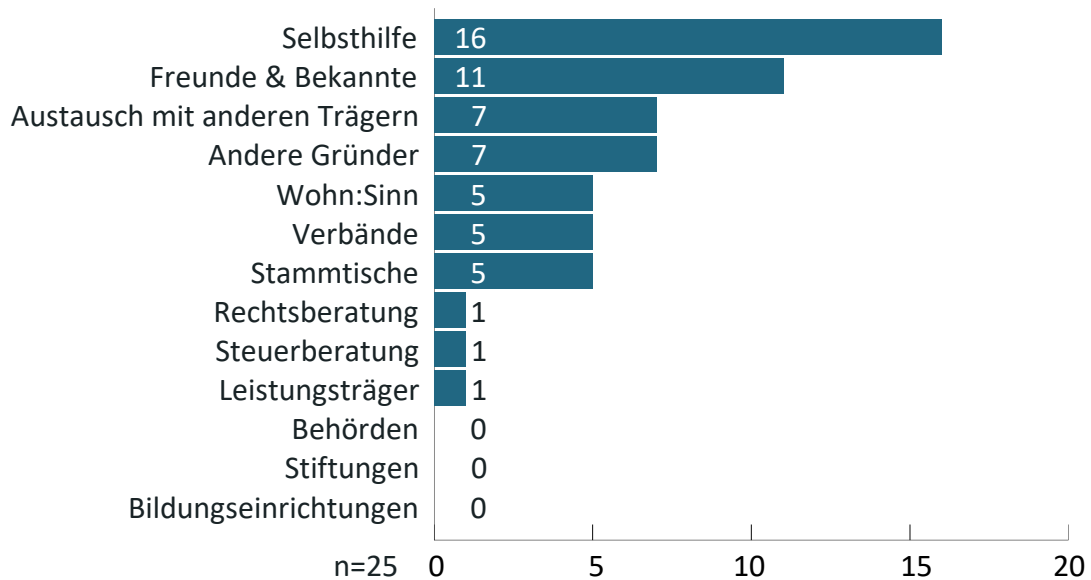
Wie war der Kostenträger an der Entstehung/Einzug der WG beteiligt? (T&G, A)



Dieses Ergebnis zeigt, dass die Finanzierung und die Beratung keine einheitlichen Prozesse sind und dass somit ein hoher Organisationsaufwand besteht, um beide Aspekte miteinander vereinen zu können. Einerseits eine tragfähige Entwicklung eines inklusiven Wohnkonzepts und andererseits die Suche und Beantragung der Finanzierung.

Das Finden einer geeigneten inklusiven Wohngemeinschaft ist häufig ein langwieriger Prozess und mit Hürden verbunden. Bewohner:innen mit Unterstützungsbedarf geben an, dass vor allen Dingen die Selbsthilfe ihnen dabei geholfen hat, einen passenden Platz in einer inklusiven Wohngemeinschaft zu finden.

Welche Unterstützung haben Sie für die WG-Findung erhalten? (A)



Die Netzwerkarbeit mit anderen Trägern und Gründer:innen, die häufig auch über WOHN:SINN angebahnt wird, ist ebenfalls ein wichtiger Faktor. Freunde und Bekannte sind die zweithäufigsten Multiplikatoren. Hier zeigt sich eine Parallele zu Wohngemeinschaften allgemein, die häufig über freundschaftliche Beziehungen zustande kommen. Dies spricht erneut, für den informellen Charakter inklusiver Wohngemeinschaften, die sich darin deutlich von der institutionalisierten Behindertenhilfe abgrenzen.

Trotz dieses hohen organisatorischen Aufwands und der beschriebenen Hürden geben 68% der Träger:innen an mit ihrem heutigen Wissen keine anderen Entscheidungen treffen zu würden. Dies hängt vermutlich auch mit der engen Beteiligung vieler Angehöriger als Träger und Gründer:innen zusammen. Sie waren dadurch sehr stark von Beginn an in alle Prozesse involviert und haben sich das Wissen für den Aufbau selbst angeeignet.

I17: (3) Also das lief bei uns ja ein bisschen anders, und zwar ist dieses ganze Wohnen aus unserem Müttergesprächskreis rausgewachsen.

I: Ja

I17: Also wir haben uns nichts gefunden und gesagt, da würde man unsere Kinder zum Wohnen hinschicken wollen.

I: Ja.

I17: Und deswegen war dann die Idee, gut, dann bauen wir selber. Das war am Anfang eher, ((lachend)) dass wir dann darüber gelacht haben über die Idee.

I: Ja.

I17: Und, haben es dann aber durchgezogen und haben dann knapp fast sieben Jahre lang geplant und organisiert und mal hier Anschluss gesucht und dann doch selber gemacht und ein Grundstück gesucht und gefunden in der () gesucht und gefunden

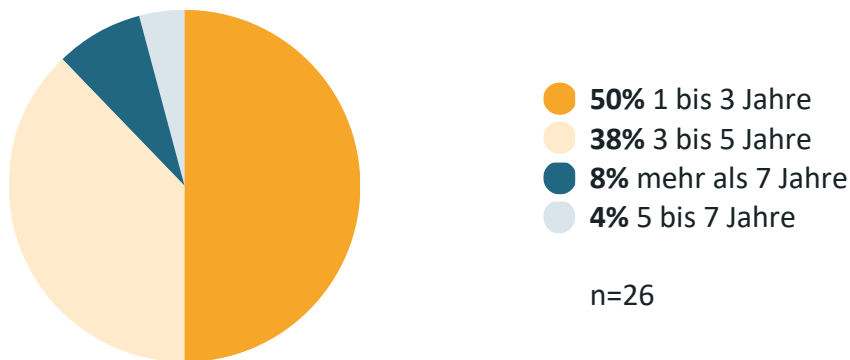
I: Ja.

I17: und dann gebaut. Also ich weiß nicht wie mein Weg jetzt mit, oder wie Martinas Weg gegangen wäre, wenn es dieses Wohnprojekt jetzt nicht gegeben hätte, dann hätte ich sie wahrscheinlich noch bei mir behalten.

A, Interview 17 (I17, S. 8, Z.10-25)

Dieses Zitat steht exemplarisch für viele Aussagen, die Angehörige, die gleichzeitig Träger und Gründer:innen sind tätigen und die sich auch in der empirischen Datenlage wiederfinden. Es sind häufig Menschen, die bis dahin keine eigenen Gründungserfahrung mitbringen, aber Engagement und Knowhow in vielen Bereichen, dass sich durch Netzwerkarbeit und Informationsgewinnung hin zu einem fundierten Gründungswissen entwickelt. Die Angehörigen zeigen, dass sie bereit sind für den Einzug ihres erwachsenen Kindes mit Unterstützungsbedarf jahrelange Prozesse auf sich zu nehmen.

Wie lange hat es von dem ersten Wunsch bis zum Einzug in die WG gedauert? (A)



Dies führt zu der Frage, für wen inklusive Wohngemeinschaften geeignet sind. Die Rolle der Angehörigen in den gesamten Prozessen der Gründung und des Fortbestands der Wohngemeinschaft treten deutlich zutage und sind mit einem hohen zeitlichen und ideellen Engagement verbunden.

I50: Also ich war vorher, bevor ich hier zur WG kam, bei meiner Mutti gewohnt und jetzt, wie gesagt, wohne ich in der WG. Unterschiedlich, der Unterschied ist, dass, bin halt öfters selbstständig und da, und natürlich mit Hilfe mit Assistenz.

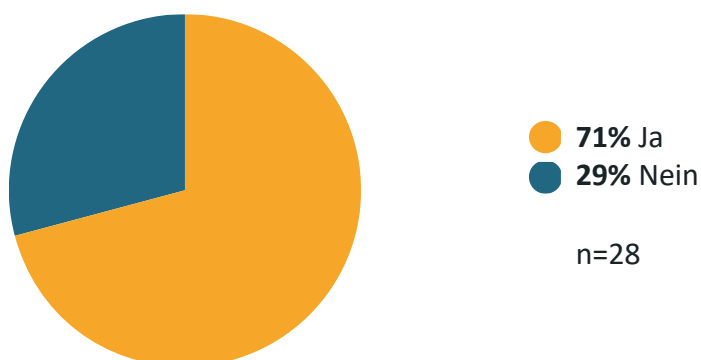
[...]

I50: Die wichtigen Arztbesuche, da sind auch noch Assistenz dabei. Jaa manchmal ist meine Mutti noch dabei, wenn es schwierige Fragen dabei sind und sonst Assistenz.

BmU, Interview 50 (I50, S. 1, Z. 6-8 & 28-30)

Auch nach dem Einzug hält das Engagement der Angehörigen häufig an und wird ergänzend in die Lebensführung integriert.

Waren Sie am Gründungsprozess beteiligt? (A)



4. Fazit

Insgesamt wird das inklusive Wohnen von allen Beteiligten überwiegend positiv bewertet und stellt eine gelungene Alternative zu einschlägig bekannten Wohnangeboten der Behindertenhilfe dar. Ein übergreifendes Merkmal ist die lange, in der Regel mehrjährige Suche nach einem geeigneten Wohnplatz in einer inklusiven Wohngemeinschaft, oder ein noch aufwendigerer Gründungsprozess der Angehörigen.

Für die Bewohner:innen mit Unterstützungsbedarf bedeutet dies allerdings auch, dass es bei einem möglichen Scheitern des inklusiven Wohnens kaum Alternativen, außer dem Rückzug ins Elternhaus gibt. Regional sind die Angebote des inklusiven Wohnens noch stark begrenzt, außerhalb von Großstädten und Metropolen ist das Angebot noch geringer. Die Bewohner:innen schätzen am inklusiven Wohnen ein gutes Gleichgewicht zwischen gemeinschaftlichen Aktivitäten und ausreichenden Rückzugsmöglichkeiten. Die Wahlmöglichkeiten und die Freiheit eine Wahl selbstbestimmt treffen zu können, sind wichtiger als die Ausstattung der Zimmer. Dem gemeinsamen Wohnbereich und Gemeinschaftsräumen kommt hierbei eine größere Relevanz zu.

Bei den Bewohner:innen ohne Unterstützungsbedarf gibt es zwei Kategorien von Bewohner:innen, die eine Gruppe entscheidet sich bewusst für das Zusammenleben in einem inklusiven Konzept, die andere Gruppe wird durch einen Zufall zu Mitbewohner:innen einer inklusiven Wohngemeinschaft. Wichtig ist für die Bewohner:innen ohne Unterstützungsbedarf eine gute Balance zwischen Assistenzleistungen die erbracht werden, dem Alltag in der Gemeinschaft und ausreichend Privatsphäre für das eigene Studium, Beruf und Interessen. Für diese Bewohner:innen ist die zentrale Lage der Wohngemeinschaft ein wichtiger Entscheidungsgrund. Das Sozialleben und die eigenen Belange lassen sich in Großstädten und Metropolen eher verwirklichen, dass vergünstigte Wohnen in der inklusiven Wohngemeinschaft wird als attraktiv beschrieben, angesichts von Wohnraumknappheit. Das gemeinsame Erleben und der Austausch in der Gemeinschaft sind ebenfalls entscheidende Faktoren, die durch die räumliche und personale Beschaffenheit bedingt werden und von allen Bewohner:innen als wichtig beschrieben werden. WG-Sprechstunden, gemeinsame Aktivitäten, Rituale und

Urlaube werden von der Mehrheit als gewinnbringend und wichtig für das Zusammenleben in der Gemeinschaft beschrieben. Somit kann die Gemeinschaft als eine entscheidende Gelingensbedingung in den Fokus gesetzt werden.

Bei den Fachkräften, die sich für eine Arbeit in inklusiven Wohngemeinschaften entscheiden, spielt die Abgrenzung zu institutionellen Rahmungen häufig eine Rolle bei der Beschäftigungswahl. Die Strukturen werden als stark von der bestehenden Behindertenhilfe abweichend beschrieben und dies wird insbesondere im Hinblick auf Empowerment und Selbstbestimmungsprozesse der Bewohner:innen mit Unterstützungsbedarf als sehr positiv erlebt. Gleichzeitig führen diese abweichenden Strukturen und Prozesse häufig zu Unsicherheiten, da klare Vorgaben konzeptionell nicht gewünscht sind und sich somit ein klares Rollen- und Aufgabenprofil nur schwer erschließen lässt. Damit verbunden ist auch der Einfluss der Angehörigen, die als Träger und Gründer:innen oftmals permanent in die Wohngemeinschaft hinein wirken. Dies führt zu einem Bedarf an Strategien für die Abgrenzung bei gleichzeitiger professioneller Nähe, die dem Konzept des inklusiven Wohnens immanent ist.

Das Thema Barrierefreiheit ist eine wichtige Gelingensbedingung für inklusive Wohnformen. Dabei geht die Barrierefreiheit über den klassischen Begriff der baulichen Voraussetzungen hinaus und ist sehr individuell zu betrachten. Eine bauliche Barrierefreiheit findet sich nicht in allen inklusiven Wohngemeinschaften, dies hängt zum einen mit dem Mangel an geeignetem Wohnraum zusammen, aber auch mit der Konstellation der Bewohner:innen. Der Anspruch ist eine individuelle Entfaltung und das freie Bewegen aller Bewohner:innen in der Gemeinschaft. Häufig bedeutet dies die Kommunikation in leichter Sprache, die Barrieren abbaut. Diese Voraussetzung muss von Bewohner:innen und Fachkräften permanent hergestellt und gewährleistet werden. Sie lässt sich nicht einmalig implementieren durch bauliche Anpassungen.

Für die Träger und Gründer:innen ist eine gelungene Vernetzung untereinander eine Hauptvoraussetzung für das Gelingen einer inklusiven Wohngemeinschaft. Die regionalen Unterschiede bei der Beantragung und Bewilligung erschweren dabei häufig die Übertragbarkeit von Konzepten. Somit ist der Austausch gewinnbringend, reicht aber häufig nicht für die Gründung aus. Eigeninitiative ist eine Hauptvoraussetzung und ein unbedingter

Durchhaltewille, da die Prozesse sich überwiegend über Jahre hinweg ziehen. Insbesondere der Bedarf an Beratung zu Finanzierungs- und Ausgestaltungskonzepten und von rechtlichen Rahmungen, wird deutlich.

Für die Angehörigen ist die Entscheidung für eine inklusive Wohngemeinschaft immer eine bewusste Entscheidung gegen eine institutionelle Unterbringung. Der Einzug in eine inklusive Wohngemeinschaft wird dabei als echte und häufig einzige Alternative zu dem Leben im Elternhaus gesehen. Entscheidend sind dabei die Einbeziehung in den Sozialraum, eine Gemeinschaft, die aus vielfältigen Menschen mit und ohne Unterstützungsbedarf besteht und ein Höchstmaß an Selbstbestimmung. Die Angehörigen befinden sich wie bereits erwähnt häufig auch in der Rolle der Träger und Gründer:innen der Wohngemeinschaft. Damit befinden sie sich in einem Spannungsverhältnis aus einem eigenen Abgrenzungsprozess und der gewollten Verselbständigung des erwachsenen Kindes mit Unterstützungsbedarf und einer direkten Gestaltung und Einflussnahme in der Wohngemeinschaft. Der Wunsch der Angehörigen ist ein kontinuierlicher Rückzug aus der Verantwortung, der aber teilweise als schwierig beschrieben wird. Viele Angehörige nehmen die Netzwerkarbeit sehr ernst und organisieren sich mit anderen Angehörigen und Gründer:innen inklusiver Wohngemeinschaften. So entstehen eine wichtige Ressource und ein Erfahrungsschatz für das inklusive Wohnen, auf das die Angehörigen gerne zurück greifen. Gleichzeitig ist es ihnen auch sehr wichtig ihre eigenen Erfahrungen zu teilen, damit andere davon profitieren können und mehr inklusive Wohngemeinschaften entstehen.

5. Ausblick

In den letzten Jahren ist die Zahl der inklusiven Wohngemeinschaften gestiegen und durch gesetzliche Rahmenbedingungen wird es auch für größere Träger der Behindertenhilfe interessant, inklusive Wohngemeinschaften zu gründen. Für die komplexen Aufgaben in inklusiven Wohngemeinschaften bedarf es an Fachpersonal, das die Konzepte des inklusiven Wohnens versteht und deren Anforderungen mittragen kann. Eine umfassende Fort- und Weiterbildung hinsichtlich der Erfordernisse des inklusiven Wohnens wäre wünschenswert. Dabei geht es zum Einen um die Förderung der Selbstbestimmung der Bewohner:innen mit Unterstützungsbedarf, aber auch um die Einbeziehung der Bewohner:innen ohne Unterstützungsbedarf in die Konzeption. Die Arbeit mit Angehörigen erhält in inklusiven Wohngemeinschaften häufig eine völlig neue Ausrichtung und sollte von den Fachkräften auch vor dem Hintergrund der Förderung des Empowerments der Bewohner:innen ein wichtiger Bestandteil sein. Den genannten Aspekten der Überforderung durch fehlende Strukturen im inklusiven Setting könnte durch eine intensive Netzwerkarbeit begegnet werden, bei der es einen umfassenden Erfahrungsaustausch unter den in inklusiven Wohngemeinschaften tätigen Fachkräften gibt.

Bezüglich einer steigenden Anzahl an Gründungsbemühungen und gleichzeitig fehlenden Erfahrungswerten, geht es darum den regionalen Austausch unter den inklusiven Wohngemeinschaften in den einzelnen Bundesländern und Landkreisen ergänzend zu einem bundesweiten Austausch zu stärken. Viele Prozesse könnten dadurch beschleunigt werden, da es Erfahrungswerte hinsichtlich regionaler Finanzierungs- und Ausgestaltungsmöglichkeiten gibt. Die Stärkung dieser regionalen und lokalen Netzwerke sollte mit Unterstützung des bundesweiten Netzwerks WOHN:SINN voran getrieben werden. Eine Ergänzung der vier Regionen, die von WOHN:SINN durch Beratungsstellen abgedeckt werden ist sinnvoll, da sich die Besonderheiten auf die einzelnen Bundesländer beziehen und nicht in die zuvor abgesteckten Regionen fallen. Eine stärkere Vernetzung mit Akteur:innen der Immobilienwirtschaft und Jurist:innen ist als externe Netzwerkarbeit sinnvoll, um die gegenseitig Unterstützung, die häufig informell erfolgt, weiter zu bestärken

und kontinuierliche Partnerschaften aufzubauen, die eine weitere und schnellere Verbreitung inklusiver Wohngemeinschaften begünstigen können.

6. Literaturverzeichnis

Arnade, S. (2016). Vom Menschenrecht auf Selbstbestimmtes Wohnen. In: Inklusives Wohnen. Theunissen, G. & Kulig, W. (S. 83-86). Stuttgart: Fraunhofer IRB

Aselmeier, L. (2016). Transformationsprozesse in wohnbezogenen Unterstützungsangeboten. In G. Theunissen und W. Kulig (Hrsg.), Inklusives Wohnen (S. 45-64). Stuttgart: Fraunhofer IRB

Bortz, J. & Döring, N. (2006). Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler. Heidelberg: Springer.

Groß, P. (2015). Personenorientierte Behindertenhilfe – Individuelle Hilfen zum Wohnen für erwachsene Mitbürger mit geistiger Behinderung. Oberhausen: ATHENA.

Karell, C. & Tölke, E. (2016). Barrierefrei und selbstbestimmt Wohnen. Leipzig: Engelsdorfer Verlag.

Klauß, T., Terfloth, K., Niehoff, U. & Buckenmaier, S. (2016). Inklusion beim Wohnen im Gemeinwesen als Zielperspektive. In Bundesvereinigung Lebenshilfe (Hrsg.), Inklusion – Wohnen – Sozialraum (S. 24-40). Marburg: Lebenshilfe-Verlag

LaFond, M. & Tsvetkova, L. (Hrsg.) (2017). CoHousing inclusive. Selbstorganisiertes, gemeinschaftliches Wohnen für alle; selforganized, communityled housing for all. Id22: Institut für Kreative Nachhaltigkeit; Jovis Verlag GmbH. Berlin: Jovis.

Mayring, P. (2000). Qualitative Research. Von <https://www.qualitativresearch.net/index.php/fqs/article/view/1089/2383> abgerufen am 06.12.2021

Mayring, P. (2002). Einführung in die Qualitative Sozialforschung. Weinheim: Beltz.

Mayring, P. (2010). Qualitative Inhaltsanalyse. Weinheim: Beltz

Mayring, P. (2015). Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim: Beltz Verlag.

Pfister, A., Berger, F., Studer, M. & Georgi-Tscherry, P. (2020). Förderfaktoren und Barrieren für die Teilhabe im Kontext Wohnen. In: Soziale Arbeit, 69. Jahrgang, Heft 7 (S. 242-243).

Polsfuß, T. (2018). Wie wir die Wohnsituation behinderter Menschen in Deutschland ändern können. Inklusives Wohnen als transformative soziale Innovation. Hochschule München, Masterarbeit.

Rohrmann, A., Schädler, J., Kempf, M., Konieczny, E. & Windisch, M. (2015): Inklusive Gemeinwesen Planen. Eine Arbeitshilfe. 2. Aufl. Düsseldorf: Ministerium für Arbeit, Integration und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen.

Sack, R. (2015). Leben unter einem Dach. In: Gemeinsam leben – Zeitschrift für Inklusion, 23. Jahrgang, Heft 3 (S. 323-331).

Schablon, K.-U. (2016). Die Wohnsituation von Menschen mit Behinderung aus praktischer Sicht: Ideen, unterschiedliche Angebote und Umsetzung. In: Inklusives Wohnen. Theunissen, G. & Kulig, W. (S. 107). Stuttgart: Fraunhofer IRB

Schädler, J. & Rohrmann, A. (2016). Die Wohnsituation von Menschen mit Behinderung im Überblick. In G. Theunissen und W. Kulig (Hrsg.), Inklusives Wohnen (S. 21-43). Stuttgart: Fraunhofer IRB

Seifert, M. (2016). Wohnen von Menschen mit komplexen Unterstützungsbedarf. In G. Theunissen und W. Kulig (Hrsg.), Inklusives Wohnen (S. 65-81). Stuttgart: Fraunhofer IRB

Terfloth, K., Niehoff, U., Klauß, T. & Buckenmaier, S. (2016). Unter Dach und Fach. Index für Inklusion zum Wohnen in der Gemeinde. 1. Auflage.

Theunissen, G. & Kulig, W. (2016). Inklusives Wohnen. Bestandsaufnahme. Best Practice von Wohnprojekten für Erwachsene mit Behinderung in Deutschland. Stuttgart: Fraunhofer IRB.

von Unger, H. (2014). Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis. Wiesbaden: Springer VS.

Impressum

Ein Forschungsprojekt der **Medical School Berlin**

Im Auftrag von **WOHN:SINN – Bündnis für inklusives Wohnen e.V.**

Gefördert durch die **Aktion Mensch Stiftung**

Autor:innen

Prof. Dr. Jessica Lilli Köpcke und Timo Köpcke

Weitere Mitglieder des Forschungsteams

Leola Großklaus, Lars Hemme, Sarah Kipper, Christian Schütze, Dennis Tains und
Pierre Zinke

in Abstimmung mit Tobias Polsfuß (WOHN:SINN)

Herausgeber

WOHN:SINN – Bündnis für inklusives Wohnen e.V.

Goethestr. 8

80336 München

www.wohnsinn.org

Gestaltung

balleywasl.muenchen GmbH, www.balleywasl.com

Titelfoto

Daniela Buchholz, www.danielabuchholz.de

© September 2022, WOHN:SINN – Bündnis für inklusives Wohnen e.V., München

Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.